



## Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich diese Magisterarbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel und Quellen benutzt habe.

---

Ort und Datum

---

Unterschrift

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung	4
2. Grundlagen	8
2.1. Zum Begriff der Kommunikation	8
2.1.1. Definition	8
2.1.2. Bühlers Organonmodell	11
2.1.3. Jakobsons Modell der kommunikativen Funktionen	14
2.2. Theorie der sexuellen Selektion	16
3. Tierkommunikation im Kontext sexueller Selektion	23
4. Menschliche Kommunikation im Kontext sexueller Selektion	26
4.1. Reflexionen zu den biologischen Grundlagen menschlicher Kommunikation	26
4.2. Kommunikationsmodell sexueller Selektion	30
4.2.1. Eigene Studien	36
4.2.1.1. Methode	36
4.2.1.2. Hypothesen	37
4.2.1.3. Ergebnisse	38
4.2.1.4. Diskussion	40
4.2.2. <i>Display</i> -Funktion	40
4.2.3. Assertiv-aggressive Funktion	52
4.2.4. Partnerwahl als Sachbezug	56
4.3. Evolutionäre Erklärungen im Kontext anderer Erklärungsmodelle	58
5. Sprachevolution aus Sicht sexueller Selektion	63
6. Fazit und Ausblick	72
7. Literaturverzeichnis	76
Anhang 1: Fragebogen der ersten Studie	90
Anhang 2: Tabellarische Darstellungen der Ergebnisse der ersten Studie	94
Anhang 3: Fragebogen der zweiten Studie	97
Anhang 4: Tabellarische Darstellungen der Ergebnisse der zweiten Studie	101

## Verzeichnis der Abbildungen

	Seite
Abbildung 1 Bühlers Organonmodell der Sprache	12
Abbildung 2 Jakobsons Modell der kommunikativen Funktionen	14
Abbildung 3 Das Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion	31
Abbildung 4 Das Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion mit Dominanz der <i>Display</i> -Funktion	41
Abbildung 5 Das Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion mit Dominanz der assertiv-aggressiven Funktion	52

## 1. Einleitung

Die Frage nach dem Ursprung und der evolutionären Entwicklung der menschlichen Sprache ist eine vielfach und vielfältig diskutierte. Die im 19. Jahrhundert von Charles Darwin entwickelte Evolutionstheorie und ihre Weiterentwicklung durch zahlreiche Wissenschaftler stellt einen Ansatz dar, der den Ursprung und die phylogenetische, d.h. die evolutionäre Entwicklung eines Merkmals zu erklären sucht.

Die zunehmende Bedeutung des evolutionären Ansatzes etwa für Kunst- und Literaturwissenschaften (vgl. etwa Eibl 2004 und die Beiträge in Cooke/Turner 1999) und insbesondere für Bereiche der Linguistik (vgl. Aitchison 2001:133-4; Wiese 2007) wirft die Frage auf, wie dieser Ansatz für die Beschreibung und Erklärung der menschlichen Sprachfähigkeit und einzelner sprachlicher Phänomene fruchtbar gemacht werden kann. Dieser Frage nachzugehen und sie als zu behandelndes Problem linguistischer Forschung zu begreifen ist wesentlicher Gegenstand dieser Arbeit.

Roman Jakobson (1974; 1988) etwa spricht sich für eine Auseinandersetzung mit der Phylogenese der Sprache und eine Anwendung der Darwin'schen Position auf Sprache aus (vgl. Jakobson 1974:192). Es finden sich zahlreiche linguistische Arbeiten auch jüngerer Datums, die sich mit der Biologie, insbesondere mit der Evolution der Sprache befassen, so etwa jene von Sager (1988, 1995), Foley (1997), Bichakjian (2002), Jenkins (2002) und Wiese (2007).

Die evolutionäre Untersuchung eines Merkmals fragt nach dessen Zweck und Funktion für Überleben und Reproduktion, im Falle des Merkmals Sprache sind Zweck und Funktion grundsätzlich im Rahmen der Kommunikation von menschlichen Individuen zu sehen, die dabei auf Sprache als wichtigstem Medium zurückgreifen (vgl. Dunbar 1996:8). Die hier angestrebte Untersuchung der Evolution der Sprache soll daher aus kommunikationstheoretischer Sicht erfolgen und damit im Gegensatz zu ausschließlich biologisch ausgerichteten Arbeiten die linguistische Perspektive fokussieren. Dabei interessieren vor allem die evolutionären Grundlagen der Bedingungen menschlicher Kommunikation (vgl. Strohner 2006:35).

Unter Evolution wird überwiegend die in Form differentieller Weitergabe von Genen erfolgende phylogenetische Entwicklung von Merkmalen verstanden, die dem Überleben dienen, womit auf das Prinzip der natürlichen Selektion verwiesen wird, wie es Darwin 1859 in *Über die Entstehung der Arten* entwarf (vgl. Darwin 1992). Dort findet sich bereits die Grundidee eines anderen Evolutionsprozesses, dem der sexuellen Selektion, die Darwin 1871

in *Die Abstammung des Menschen* weiterentwickelte. Dieser Teil der Evolutionstheorie versucht die Entwicklung von Merkmalen zu erklären, die der Reproduktion dienen (vgl. Darwin 1992a).

Die hier unternommene Untersuchung soll sich u.a. aus Gründen des Umfangs auf einen der beiden Evolutionsprozesse beschränken. Naheliegend ist die Wahl der sexuellen Selektion, da in den oben genannten Arbeiten die Bedeutung natürlicher Selektion für die menschliche Sprache bereits recht deutlich untersucht wurde. Zudem stellt die Theorie der sexuellen Selektion einen Ansatz dar, um sprachbezogene Geschlechterunterschiede zu erklären, und ist insbesondere dort hilfreich, wo sich sonstige Erklärungsmodelle als nicht hinreichend und damit als problematisch erweisen (vgl. Klann-Delius 2005:141-5, 167-71).

Auch zur Evolution der Sprache im Sinne sexueller Selektion existieren einige detaillierte Arbeiten, so etwa die aus der Biologie stammenden von Miller (1999; 2001). Pinker (1996; 1996a), Hauser (1997) und Herrmann (2005) befassen sich ebenfalls mit der Sprache in diesem Zusammenhang. Es existieren auch zahlreiche Arbeiten aus der allgemeinen und germanistischen Linguistik, die die Theorie der sexuellen Selektion bzw. einige ihrer Annahmen behandeln, so etwa jene von Bayer (1994), Aitchison (1996), Bickerton (2000; 2000a), Jespersen (2003), Wildgen (2004), Klann-Delius (2005) und Steinig (2007). Es fehlt jedoch eine umfassende linguistische Arbeit, die die Annahmen der Theorie auf menschliche Kommunikation anwendet und modellhaft darstellt, außerdem empirisch überprüft und darauf aufbauend die Evolution der Sprache erörtert. Diese Magisterarbeit stellt den Versuch einer solchen Erörterung dar, die dabei auf die linguistischen Arbeiten zur sexuellen Selektion als Grundlage wesentlich zurückgreift.

Mit der in dieser Arbeit eingenommenen Perspektive gehen zwei weitere Ziele einher, die verfolgt werden sollen, bevor die Evolution der Sprache aus Sicht sexueller Selektion behandelt wird.

Da die Theorie der sexuellen Selektion sich vor allem mit Partnerwahl befasst, liegt das erste Ziel zunächst in einer Beschreibung von menschlicher Kommunikation im Kontext von Partnerwahl: Wie wird Partnerwahl kommunikativ verhandelt? Welche unterschiedlichen Funktionen hat Sprache im Kontext von Partnerwahl? Neigt eines der Geschlechter stärker zur Einnahme der Senderrolle? Ist Sprache nur ein Vehikel, um Informationen über die eigenen Qualitäten und Vorzüge zu transportieren, oder stellen sprachliche Fähigkeiten selbst eine Qualität dar, die die Partnerwahl beeinflussen kann?

Das zweite Ziel ergibt sich aus dem Umstand, dass die Theorie der sexuellen Selektion Vorhersagen zu spezifischen Geschlechterunterschieden machen kann. Klann-Delius

(2005:167-71) etwa behandelt die Theorie der sexuellen Selektion als mögliche Erklärung für sprachbezogene Geschlechterunterschiede. An diesen Ansatz soll angeknüpft werden. Damit wird, auch in Anlehnung an andere Linguisten, die sich mit Sprache und Geschlecht befassen, wie Eckert und McConnell-Ginet (2003), ein Wechsel von einer überwiegend beschreibenden Ebene zu einer erklärenden vollzogen.

Das dritte Ziel, die Evolution der Sprache aus Sicht sexueller Selektion darzulegen, baut dann wesentlich auf den Erkenntnissen auf, die sich aus der Verfolgung dieser beiden ersten Ziele ergeben. Dafür wird folgende Vorgehensweise gewählt:

Unter 2. sollen die notwendigen Grundlagen behandelt werden. Zunächst wird geklärt, was unter Kommunikation verstanden werden soll und welche Aspekte damit einhergehen (2.1.1). Darauf aufbauend wird auf das Organonmodell von Karl Bühler (2.1.2) und dessen Erweiterung durch Roman Jakobson (2.1.3) eingegangen. Bühler (1999) unterscheidet zwischen verschiedenen Sprachfunktionen und bietet damit eine Grundlage für die Identifikation der Funktionen von Sprache im Kontext der sexuellen Selektion, die selbst nach funktionalen Gesichtspunkten fragt (vgl. Miller 2001:16, 39). Jakobsons (1968) Erweiterung des Organonmodells durch weitere Funktionen in seinem Modell der verbalen Kommunikation erlaubt zudem eine Präzisierung der Untersuchung. Die poetische Funktion etwa – die Verwendung ästhetischer Mittel wie Endreim und Alliteration – ist durch natürliche Selektion nicht erklärbar, wie gezeigt werden soll, womöglich jedoch durch sexuelle Selektion.

Nach Darlegung beider Kommunikationsmodelle soll die Theorie der sexuellen Selektion dargestellt werden (2.2), wozu einerseits auf Darwin selbst, andererseits auf die Erkenntnisse anderer Wissenschaftler zurückgegriffen wird, die seit Darwin das Konzept der sexuellen Selektion behandelt haben. Dabei wird eine Beschränkung auf die Aspekte sexueller Selektion erfolgen, die für diese Arbeit relevant sind und Erklärungskraft für die darzulegenden sprachlichen Phänomene haben. Auf die Theorie der natürlichen Selektion wird nur in beschränktem Maße verwiesen, wenn dies für das Verständnis der sexuellen Selektion notwendig ist. Auch wird an dieser Stelle auf Kritik an der Theorie der sexuellen Selektion eingegangen, außerdem sollen die Grenzen der Theorie diskutiert werden. So zeigt sich, dass die Annahmen der Theorie nicht auf alle Formen menschlicher Partnerwahl anwendbar sind.

Der folgende Arbeitsschritt unter 3. versucht eine allgemein semiotische Anwendung der sexuellen Selektion auf Kommunikation im Tierreich, um damit die Grundlage zu legen, die wesentlichen Unterschiede zu menschlicher Kommunikation zu akzentuieren.

Aufbauend auf diesen eng an 2.2 angelehnten Zwischenschritt wird unter 4. die Betrachtung menschlicher Kommunikation fokussiert. Zunächst erfolgt unter 4.1 eine Darlegung der biologischen Grundlage menschlicher Kommunikation einschließlich der relevanten Begleitumstände, da dies für die weitere Argumentation von Bedeutung ist. Dabei soll die Theorie der sexuellen Selektion u.a. als Grundlage für eine kritische Auseinandersetzung mit der nach Chomsky (1981:71) im Genotyp verankerten Universalgrammatik dienen.

Ausgehend von den beiden Faktorenmodellen von Bühler und Jakobson soll unter 4.2 ein erweitertes Kommunikationsmodell präsentiert werden, das dasjenige von Jakobson um zwei Sprachfunktionen erweitert und so spezifisch auf die Annahmen der sexuellen Selektion ausgerichtet. Unter 4.2.1 werden die Ergebnisse zweier eigener empirischer Studien präsentiert, die die Annahmen der Theorie der sexuellen Selektion mit Bezug auf menschliche Kommunikation und damit die Funktionen des erweiterten Kommunikationsmodells einer Prüfung unterziehen. Dem ersten Ziel dieser Arbeit folgend, soll unter 4.2.2 bis 4.2.4 die Bedeutung der einzelnen Sprachfunktionen für menschliche Partnerwahl detailliert beschrieben werden. Dies betrifft vorrangig die Diskussion sprachbezogener Geschlechterunterschiede.

Die Beantwortung der oben formulierten Fragen sowie die Beschreibung der Sprachverwendung im Kontext sexueller Selektion und ihre empirische Bestätigung sollen einen Zugang zur Frage nach dem Ursprung und der Evolution der Sprache liefern. Dazu wird zunächst unter 4.3 das evolutionäre Erklärungsmodell anderen Erklärungsansätzen gegenübergestellt. Unter 5. wird die Evolution der Sprache aus kommunikativer Sicht skizziert. Dabei soll gezeigt werden, dass die Angeborenheit der Sprache nicht ausschließlich auf formalistischer Ebene, sondern auch funktionalistisch behandelbar ist. Die dabei eingenommene Perspektive beansprucht keine Alleingültigkeit, sondern bietet einen Erklärungsansatz, der sonstige Positionen zum Sprachursprung und zu sprachbezogenen Geschlechterunterschieden sinnvoll ergänzen kann.



## **2. Grundlagen**

Im Folgenden sollen die Grundlagen für die Argumentation behandelt werden. Dies betrifft zunächst die Frage, was unter Kommunikation verstanden werden soll sowie die Theorie der sexuellen Selektion.

### **2.1. Zum Begriff der Kommunikation**

Zum Kommunikationsbegriff existieren zahlreiche Definitionsversuche mit unterschiedlichen terminologischen Aspekten. Daher soll der Begriff zunächst umfassend behandelt werden und im Kontext der Modelle von Bühler (1999) und Jakobson (1968) präzisiert werden.

#### **2.1.1. Definition**

Zunächst soll Kommunikation allgemein als ein Prozess verstanden werden, an dem ein Sender, ein Empfänger und ein Zeichen bzw. eine Nachricht beteiligt sind (vgl. Nöth 2000:235). Ein weiterer wichtiger Aspekt betrifft die Zielgerichtetheit des Senders, die darauf abzielt, den Empfänger zu etwas zu veranlassen. Die Rollen von Sender und Empfänger können dabei einem ständigen Wechsel unterworfen sein, womit Kommunikation zur Interaktion wird (vgl. Strohner 2006:27).

Linke/Nussbaumer/Portman (2004:27) fassen Kommunikation als „die Mitteilung von Gedanken an andere, die Regelung der Beziehungen zu anderen, die Koordination von Handlungen mit anderen“ auf. Damit wird die Notwendigkeit akzentuiert, dass einem Sender ein Empfänger gegenüberstehen muss, damit dieser mit jenem in Interaktion treten kann (vgl. Ernst 2002:25-6). Gleichwohl existieren Ausnahmen, bei denen der Kommunikationspartner fehlt (vgl. Chomsky 1981:230; Linke/Nussbaumer/Portman 2004:28), was auf die auffallende Problematik hinweist, den Begriff eindeutig zu definieren.

Zudem muss der soziale Charakter von Kommunikation akzentuiert werden, der sich grundsätzlich bereits mit der Gegenüberstellung von Sender und Empfänger andeutet. Kommunizieren bedeutet demnach, sich als soziales Wesen und als Teil eines spezifischen sozialen Gefüges zu verstehen. Baecker (2005a:65) etwa betrachtet Kommunikation nicht nur als die Auseinandersetzung des Einzelnen mit der Gesellschaft, womit er eine Position ein-

nimmt, die etwa auch bei Watzlawick/Beavin/Jackson (2003:239) zu erkennen ist, sondern setzt Kommunikation sogar mit Gesellschaft gleich (vgl. Baecker 2005:126). Diese sehr weit gefasste Definition soll in dieser Form nicht weiter verfolgt werden, ist jedoch geeignet, um zu zeigen, welche Dimensionen mit dem Kommunikationsbegriff, je nach Schwerpunktsetzung des Betrachters, einhergehen können. Einen anderen Akzent setzt Strohner (2006:26), der Kommunikation als „Informationsübermittlung zwischen kognitiven Systemen“ auffasst.

Wer kommuniziert, teilt außerdem anderen zwangsläufig etwas über sich selbst mit, was die Kommunikation selbst wiederum maßgeblich mitbeeinflusst: „Wenn jemand spricht, gibt er dadurch zugleich seine Position im Raum preis, sein Geschlecht, sein Alter, vielleicht seine Stimmung, ob er dies will oder nicht“ (Linke/Nussbaumer/Portman 2004:28). Sender und Empfänger gestalten demnach in Auseinandersetzung mit den Begleitumständen den Kommunikationsakt.

Kommunikation ist dabei nicht auf den Menschen und die menschliche Sprache beschränkt, sondern findet etwa auch unter Tieren statt, womit Kommunikation allgemein als ein Begriff der Semiotik aufzufassen ist (vgl. Nöth 2000:235). Die hier beschriebenen Aspekte von Kommunikation treffen überwiegend auch auf Kommunikation im Tierreich zu, wenigstens bei Spezies, die sozial leben, also Beziehungen pflegen, interagieren, zum Gemeinwohl das Handeln koordinieren und, insbesondere wenn Grundaspekte des Denkens unterstellt werden können, einander über ihre Absichten informieren oder sich vor Gefahren warnen (vgl. Sager 1988:74, 78, 90-1; Pinker 1996:387, 409; Strohner 2006:27).

Diese Magisterarbeit fokussiert vor allem menschliche Kommunikation, wozu in Anlehnung an Watzlawick/Beavin/Jackson (2003:20-3) letztlich jedes Verhalten gehört, mit dem menschliche Beziehungen verhandelt werden. Das Hauptaugenmerk gilt jedoch der Sprache als wichtigstem Kommunikationsmedium des Menschen. Damit werden, entsprechend des wesentlichen Gegenstandes der linguistischen Pragmatik, der Sprachgebrauch sowie die Verwendungskontexte der Sprache herausgestellt (vgl. Ernst 2002:8, 118). Sprachliche Kommunikation bedeutet dabei vorrangig, ein Gespräch zu führen, d.h. mündlich mit mindestens einer Person zu interagieren (vgl. Meibauer 2001:130); sie lässt sich jedoch auch auf die Textebene beziehen (vgl. Ernst 2002:155; Strohner 2006:26-7, 107). Auch wenn Kommunikation mit Hilfe verbaler Zeichen stattfindet, spielen non- und paraverbale Zeichenverwendung eine wichtige Rolle (vgl. Ernst 2002:58; Watzlawick/Beavin/Jackson 2003:23). Nonverbale Kommunikation kann sogar selbst die einzige Kommunikationsform in der Interaktion von Menschen sein (vgl. Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2004:53-4). Dazu gehört

Körpersprache, Kleidung, Frisur, Kosmetik, aber auch Aspekte der Blickkommunikation (vgl. Nöth 2000:293, 295, 297; Strohner 2006:69).

Bedeutsam ist der Bereich der Deixis, d.h. die „Beziehung zwischen sprachlichem Zeichen und außersprachlichem Kontext in Bezug auf den Sender“ (Ernst 2002:45). Für die folgende Betrachtung interessieren in Anlehnung an die eingangs formulierten Fragen vor allem Sozial- und Situationsdeixis (vgl. ebd.:46). So ist die Interaktion der Kommunikationsteilnehmer von der Beziehung beeinflusst, die diese miteinander haben. Das lenkt den Blick auf die Sozialdeixis. Honorifika wie das Ausdrucksmittel des Siezens oder die Anrede mit akademischen Titeln spiegeln Aspekte dieser Beziehung und die sozialen Stellungen der Kommunikationsteilnehmer wider (vgl. Meibauer 2001:13; Ernst 2002:55). Die Situationsdeixis hingegen zielt auf

parasprachliche Phänomene wie Mimik, Gestik, Intonation, Augenbewegungen sowie die außersprachliche Situation des Kommunikationsereignisses und alle damit zusammenhängenden Faktoren (ebd.:58).

Auch das schließt die „Stellung“ des Senders zum Empfänger ein (ebd.). In Anlehnung an Überlegungen zur Deixis lässt sich demnach beispielsweise fragen, ob Sender und Empfänger gleichgestellt sind (vgl. ebd.:129), d.h. ob die Kommunikation symmetrisch oder asymmetrisch ist (vgl. Nöth 2000:237; Watzlawick/Beavin/Jackson 2003:68-70). Die genannten Aspekte gehören zum Kontext einer Kommunikationssituation (vgl. Ernst 2002:118). Schließlich lässt sich auf die Personaldeixis verweisen, die sich in der Verwendung von Personalpronomen zeigt (vgl. Meibauer 2001:13) und weiter unten näher behandelt wird.

Kommunikation folgt zudem einem Handlungsmuster, d.h. einer Konvention oder stillschweigenden Vereinbarung und baut auf einem Weltwissen auf, das außerdem als Grundlage eines Sprachwissens dient, einer einzelsprachlichen Kompetenz, die notwendig ist, um eine Äußerung zu verstehen bzw. selbst hervorzubringen (vgl. Krämer 2001:51-2; Ernst 2002:22). Der Erwerb dieser Kompetenz ist möglich aufgrund des Sprachvermögens des Menschen, der universalgrammatischen Kompetenz (vgl. Chomsky 1986:3-4; 1996:14, 59; Krämer 2001:51). Aufbauend auf diesen Kompetenzen wird zudem eine pragmatische Kompetenz benötigt, damit eine Äußerung – die sprachliche Performanz – angemessen und erfolgreich sein kann. Die pragmatische Kompetenz steht in Verbindung mit sonstigen kognitiven Fähigkeiten und gestattet so dem Sender, die beiden übrigen Kompetenzen zum Erreichen von Handlungszielen einzusetzen (vgl. Chomsky 1981:225, 248; Meibauer 2001:8; Ernst 2002:4). Neben verschiedenen Grundbedingungen und Begleitumständen von Kommunikation als Interaktion steht damit wiederum die Zielgerichtetheit des Senders im Mittelpunkt bezogen auf den Empfänger ein Ergebnis zu erzielen (vgl. ebd.:27). Sprachliche Kommunikation ist

somit „partnerorientiertes Handeln“ und „intentionales Verhalten“ (Harnisch 2006:147). Die Bedeutung einer Äußerung liegt in der Intention des Senders bzw. in der Intention, die der Empfänger dem Sender unterstellt (vgl. ebd.:148). Der Sender hat dabei bestimmte Erwartungen, doch auch beim Empfänger sind Erwartungen vorhanden, die der Sender berücksichtigen muss, um sein Ziel zu erreichen (vgl. Nöth 2000:238). Damit zeigt sich: Kommunikation findet immer im Rückgriff auf zahlreiche verschiedene Mechanismen statt wie Bedürfnisse, denen nachgegangen wird, sonstige Motivationen, Einstellungen und kognitive Fähigkeiten (vgl. Grewendorf 1995:69-70; Meibauer 2001:118; Ernst 2002:3). Im weiteren Verlauf wird noch vertiefend auf die Frage eingegangen, inwiefern die verschiedenen genannten Aspekte menschlicher Kommunikation teilweise eine biologische Grundlage haben, um sie aus evolutionärer Perspektive behandeln zu können.

Auch Bühler (1999:38-9) hebt die Bedeutung biologischer Aspekte für das Phänomen der Kommunikation hervor. Seinem Organonmodell gelten die folgenden Überlegungen.

### **2.1.2. Böhlers Organonmodell**

Bühler bezeichnet die menschliche Sprache als Organon, also als Werkzeug (vgl. Bühler 1999:XXI), mit dem der eine dem anderen etwas über die Dinge mitteilt (vgl. ebd.:24-5).

In seiner 1934 erschienenen *Sprachtheorie* legt Bühler ein Konzept dar, das es erlaubt, die sprachliche Auseinandersetzung zwischen einem Sender und einem Empfänger mit Hilfe dreier Sprachfunktionen modellhaft zu betrachten (siehe Abb. 1, S.).

Der Kreis steht für das „konkrete Schallphänomen“, in dessen Mitte sich das Sprachzeichen befindet.

Das Dreieck umschließt in einer Hinsicht weniger als der Kreis (Prinzip der abstraktiven Relevanz). In anderer Richtung wieder greift es über den Kreis hinaus, um anzudeuten, daß das sinnliche Gegebene stets eine apperzeptive Ergänzung erfährt (ebd.:28).

Das „(komplexe) Sprachzeichen“ mit seinen „semantischen Funktionen“ beschreibt Bühler (ebd.) folgendermaßen:

Es ist *Symbol* kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten, *Symptom* (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt, und *Signal* kraft seines Appells an den Hörer, dessen äußeres oder inneres Verhalten es steuert wie andere Verkehrszeichen.

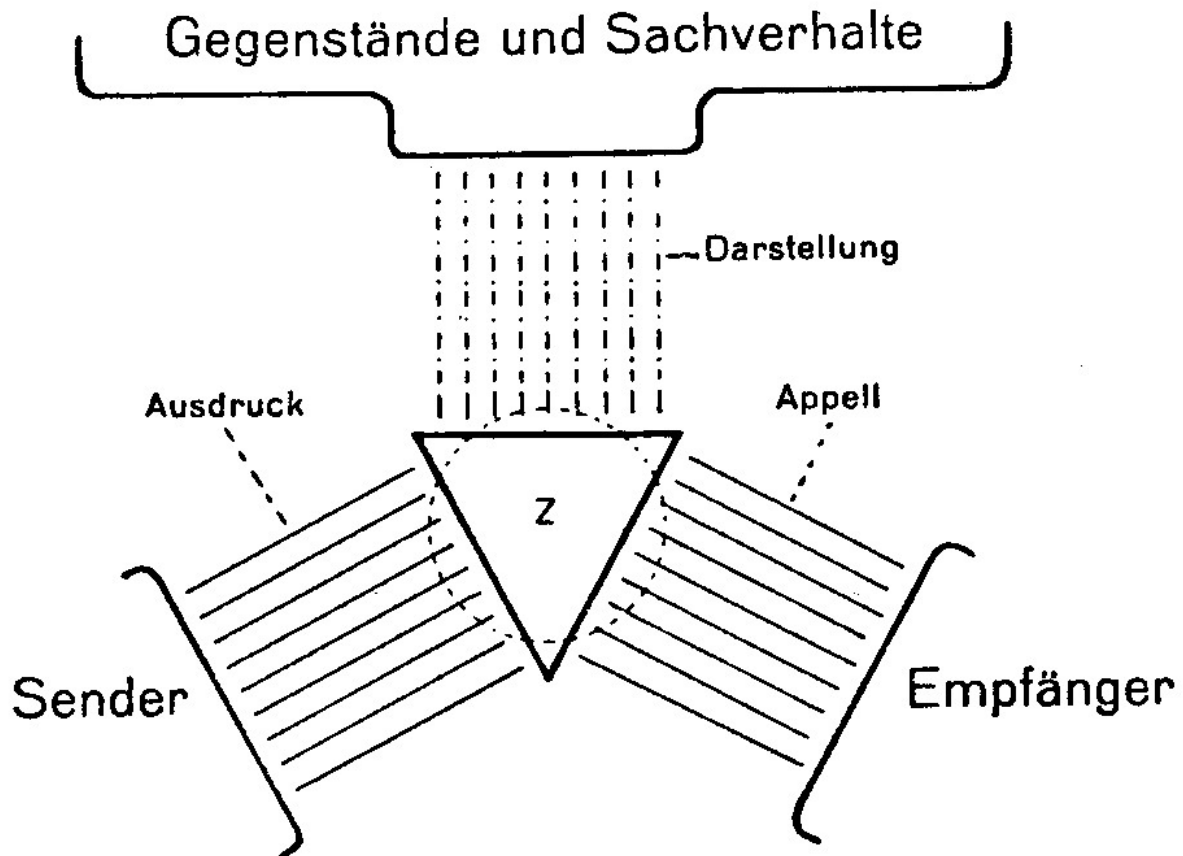


Abb. 1: Bühlers Organonmodell der Sprache (aus Bühler 1999:28)

Für diese „drei weitgehend unabhängig variablen“ Sprachfunktionen oder auch Sinnbezüge verwendet Bühler (ebd.) die Termini Darstellung, Ausdruck und Appell. Die Darstellungsfunktion dominiert in der Wissenschaftssprache oder in den Nachrichten, die Ausdrucksfunktion etwa in der Lyrik und allgemein bei emphatischer und euphorischer Sprache sowie bei Exklamationen und die Appellfunktion in der Kommandosprache und der Werbung (vgl. Bühler 1927:125; 1999:32-3; Nöth 2000:105). Jedoch ist jede der drei Funktionen bei jeder Kommunikation wenigstens teilweise vorhanden (vgl. Bühler 1999:30-33). Auch möglich ist, dass zwei Sprachfunktionen gleichermaßen bei einer Äußerung zu finden sind, sich also miteinander im Gleichgewicht befinden (vgl. ebd.:32).

Bei der Ausdrucksfunktion gibt es zudem weitere „Sprachverwendungsstrategien: Glaubwürdigkeit des Senders, Prestige, gemeinsame Gruppenmerkmale, Verbergen der Beeinflussungsabsicht“, wie Hantsch (1972:139) in ihrer Beschreibung des Organonmodells feststellt.

Die Appellfunktion zielt auf „das im Hörer vorhandene Streben nach Erfüllung elementarer psychischer Bedürfnisse“ und „unterbewußten Motivationen“ wie „Liebe, Erotik, Lebensfreude, Streben nach Erfolg und sozialer Anerkennung“ (ebd.:147). Bei der Appell-

wie auch bei der Ausdrucksfunktion spielen demnach Emotionen eine wichtige Rolle. Die verschiedenen Funktionen können mit verschiedenen Personalpronomina assoziiert werden, die Ausdrucksfunktion mit „ich“ und „wir“, die Darstellungsfunktion mit „er“, „sie“ und „es“ und die Appellfunktion mit „du“ und „ihr“.

Folgendes Beispiel verdeutlicht einen möglichen Kommunikationsakt, dargestellt mit Hilfe des Organonmodells: Zwei Menschen befinden sich in einem Raum. Der eine äußert, mit Bezug etwa auf die Regentropfen, die er vor dem Fenster wahrnimmt, das Schallphänomen: „Es regnet“. Damit sagt der Sender dem Empfänger etwas über die Dinge, in diesem Fall im Sinne der Darstellungsfunktion etwas über den meteorologischen Sachverhalt, dass gerade eine bestimmte Form von Niederschlag stattfindet (vgl. Bühler 1999:25, 46). Im Sinne der Ausdrucksfunktion kann der Sender mit der Äußerung seine Haltung ausdrücken wie etwa Ärger über den Umstand, dass es regnet. Die Äußerung vermag nun als Appell den Empfänger zu veranlassen, sich beispielsweise einen Regenschirm zu kaufen oder das Fenster zu schließen, damit es nicht in den Raum hineinregnet (vgl. ebd.:46). Die Appellfunktion wird demnach „am *Benehmen* des Empfängers“ deutlich (ebd.:31). Der Appell in diesem Beispiel lässt sich als impliziten beschreiben, explizit träte er durch Verwendung des Imperativs oder auch Vokativs, wie in der Äußerung: „Du! Kauf dir einen Regenschirm!“, zu Tage (vgl. Nöth 1975:43-4; Pelz 2000:29). Damit stellt sich zudem die Frage nach der bereits angesprochenen Gleichberechtigung der Gesprächspartner. Der Sender könnte beispielsweise hier als dem Empfänger gegenüber höher gestellt betrachtet werden. Andernfalls hätte er sich womöglich die Mühe gemacht oder machen müssen, das Fenster selbst zu schließen. Vor allem jedoch ist hier eine pragmatische Kompetenz zu erkennen: Wurde das Ziel erreicht?

Die empfängerbezogene Signal-Wirkung des Sprachzeichens erinnert an eine behavioristische Sprachtheorie und wird von Bühler (1999:26-7) auch in diesem Kontext diskutiert. Allerdings sind seine Sprachfunktionen keineswegs behavioristisch zu deuten (vgl. ebd.:26-8; vgl. dazu Musolff 1990:20-1). Zwar sind auch die behavioristisch orientierten Sprachbetrachtungen von Bloomfield (1970:22) und Skinner (1957:1-3, 29-30) funktional ausgerichtet (vgl. Chomsky 1959:26-7; Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2004:23). Sie sehen Sprachperformanz jedoch vorrangig als Ergebnis von Umweltreizen und nehmen damit eine Position ein, die sich mit der in dieser Arbeit verfolgten nicht deckt. Unter 4.1 wird auf diesen Aspekt näher eingegangen.

### 2.1.3. Jakobsons Modell der kommunikativen Funktionen

Jakobsons Kommunikationsmodell (siehe Abb. 2) erweitert Bühlers Organonmodell um drei weitere Funktionen (vgl. Jakobson 1968:355).

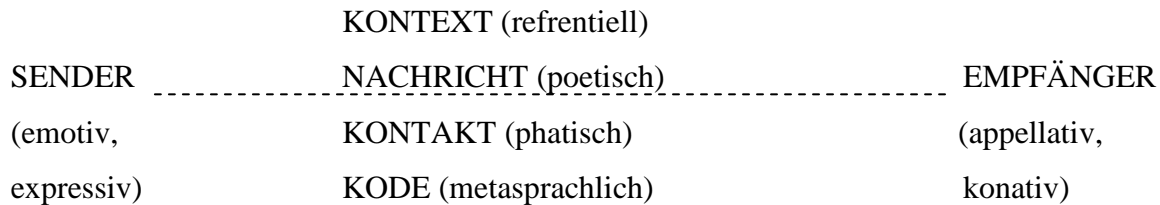


Abb. 2: Jakobsons Modell der kommunikativen Funktionen (nach Jakobson 1968:353, 357)

Wie beim Organonmodell von Bühler übermittelt auch beim Kommunikationsmodell von Jakobson ein Sender eine Nachricht an einen Empfänger und bezieht sich dabei auf einen Gegenstand, ohne den die Nachricht sinnlos wäre. Jakobson bezeichnet diesen als Kontext. Diese referentielle Funktion lässt sich mit Bühlers Darstellungsfunktion gleichsetzen, mit der auf einen Gegenstand oder Sachverhalt verwiesen wird, was andere Personen einschließt (vgl. ebd.:353, 355). Diese Funktion lässt sich auch auf den situationalen Kontext beziehen (vgl. Nöth 2000:153), wie Jakobsons Terminologie nahe legt.

Damit sich Sender und Empfänger verstehen, müssen sie mehr oder weniger die gleiche Sprache sprechen, d.h. wenigstens teilweise über den gleichen Kode verfügen (vgl. Jakobson 1968:353, 355). Diese metasprachliche Funktion ist dann zu beobachten, wenn Sender und Empfänger über den Kode selbst sprechen, etwa bei Fragen wie „Was meinst du?“ oder „Verstehst du, was ich meine?“ (vgl. ebd.:356). Zur metasprachlichen Funktion lassen sich nicht nur Einzelsprachen, sondern auch unterschiedliche Unterkodes innerhalb des Gesamtkodes einer Einzelsprache zählen, die etwa die bereits angesprochenen sozialen Unterschiede zwischen den Kommunikationspartnern und ihre Beziehung widerspiegeln (vgl. ebd.:352; vgl. auch Jakobson 1974:162, 182-3; 1988a:432).

Zum Kontakt, der phatischen Funktion, gehört das Herstellen und Aufrechterhalten der Kommunikation durch einen physikalischen Kanal und eine psychologische Verbindung zwischen Sender und Empfänger (vgl. Jakobson 1968:353, 355). Dazu gehören Äußerungen, die prüfen, ob der Kanal funktioniert, beispielweise am Telefon: „Hallo? Kannst du mich hören?“, Äußerungen, die die Aufmerksamkeit des Zuhörers erregen oder sicherstellen wollen: „Hörst du mir zu?“, aber auch stark ritualisierte Äußerungen zur Herstellung der

Kommunikation. Ein Beispiel dafür wäre die Grußformel: „Hallo, wie geht’s?“ Doch auch Äußerungen, die die Kommunikation bewusst verlängern sollen, gehören zu dieser Funktion (vgl. ebd.:355; vgl. dazu Nöth 2000:106). Bei mündlichen Äußerungen besteht der Kanal in Form der Produktion von Schallwellen (vgl. Pelz 2000:28). Andere Kommunikationskanäle sind möglich wie etwa der visuelle, auf die in Form konkreter Beispiele weiter unten eingegangen wird.

Die senderbezogene emotive oder auch expressive Funktion entspricht der Ausdrucksfunktion bei Bühler, mit der Emotionen ausgedrückt werden, beispielsweise durch das Verwenden von Interjektionen (vgl. Jakobson 1968:354-5). Die empfängerbezogene konative oder auch appellative Funktion lässt sich mit der Appellfunktion bei Bühler gleichsetzen, deren morphologische Träger Imperativ und Vokativ sind (vgl. ebd.:355).

Auf die Nachricht selbst ist die poetische Funktion gerichtet. Sie ist die dominante Funktion von Sprachkunst, aber auch bei anderen sprachlichen Aktivitäten vorhanden, wo sie unterstützend wirkt (vgl. ebd.:356-7). Sie umfasst die Verwendung ästhetischer sprachlicher Mittel wie Alliteration und Reim (vgl. ebd.:357) und ist damit als Mittel zur Erzeugung sprachlicher Innovation und Kreativität aufzufassen (vgl. Nöth 2000:450), womit sie auch als ästhetische Funktion bezeichnet werden kann. Eine Nachricht, bei der von einer Dominanz der poetischen Funktion die Rede sein kann, wird zum Selbstzweck. Sie ist selbstreferentiell; Sprache arbeitet dann gewissermaßen mit sich selbst (vgl. ebd.:453).

## **2.2. Theorie der sexuellen Selektion**

Zunächst soll die natürliche Selektion dargestellt werden, da sich die sexuelle Selektion am sinnvollsten in der Gegenüberstellung zur natürlichen erschließt, da trotz Verschiedenartigkeit von natürlicher und sexueller Selektion dennoch zahlreiche Gemeinsamkeiten bestehen (vgl. Darwin 1992a:237; Miller 2001:17-8). Außerdem existieren terminologische Schwierigkeiten der Gestalt, dass beide Prozesse teils noch immer unter dem Begriff der natürlichen Selektion zusammengefasst werden bzw. die sexuelle Selektion lediglich als Teilprozess der natürlichen Selektion verstanden wird (vgl. Mayr 2003:152).

Die Theorie der natürlichen Selektion geht auf Darwins (1992) *Über die Entstehung der Arten* zurück, in der er diesen evolutionären Prozess beschreibt, wie er sich aufgrund individueller genetischer Unterschiede bezüglich Merkmalen, die die Überlebensfähigkeit betreffen, vollzieht (vgl. ebd.:150). Es handelt sich bei diesen Merkmalen um Anpassungen



oder Adaptationen an die Umwelt, weil diese durch den jeweiligen Lebensraum oder die biologische Nische einer Spezies gewisse Anforderungen stellt und damit eine Siebfunktion ausübt. Merkmale, die diesen Anforderungen entsprechen, sind demnach adaptiv (vgl. ebd.:81-8). Diese Anforderungen betreffen auch die Auseinandersetzungen mit Mitgliedern der eigenen Spezies, die etwa zu Rivalen werden können (vgl. ebd.:95).

Grundvoraussetzung für Anpassung als Ergebnis eines Selektionsprozesses ist einerseits die Überproduktion von Individuen (vgl. ebd.:81), andererseits die genetische Variation unter den Individuen (vgl. ebd.:62). Erst auf diese Weise wird Selektion aufgrund der jeweiligen Umweltbedingungen möglich, da sich die Individuen unterscheiden müssen, damit eine gezielte Auswahl möglich wird. Variation entsteht dabei durch Mutation und Rekombination (vgl. Mayr 2003:128, 131, 137, 196, 219).

Darwin kannte die genetischen Mechanismen nicht, wusste jedoch, dass Eigenschaften an die Nachkommen weitergegeben werden (vgl. Miller 2001:50) und so Entwicklung im Sinne „erblicher Abänderung“ (Darwin 1992:24) möglich ist. Dieses in neuerer Terminologie als genetische Transmission zu bezeichnende Prinzip ist die wesentliche Triebkraft hinter dem Evolutionsprozess: Die Gene, die für Eigenschaften kodieren, die bezogen auf die jeweilige Nische ihrem Träger verglichen mit Trägern anderer Gene einen Überlebensvorteil verschaffen, werden in der nächsten Generation häufiger vorhanden sein und somit dafür sorgen, dass sich die Spezies oder eine Population durch kumulative Selektionseffekte im Sinne einer graduellen Entwicklung über zahlreiche Generationen in eine bestimmte Richtung entwickelt. Das kann bis zur Aufspaltung einer Spezies in zwei neue Spezies führen (vgl. Miller 2001:61). Die Anforderungen durch die Umwelt bewirken einen so genannten Selektionsdruck (auch Anpassungsdruck genannt) auf die Ausbildung gewisser Eigenschaften (vgl. Mayr 2003:151).

Die individuellen, genetisch vermittelten Unterschiede werden unter dem Oberbegriff der Erbllichkeit betrachtet, ein Konzept, das die individuellen Unterschiede in einer beliebigen Population meint, wie sie durch genetische Unterschiede zustanden kommen (vgl. Miller 2001:487). Dies betrifft körperliche wie geistige Eigenschaften gleichermaßen (vgl. Darwin 1992:317), womit jedoch kein genetischer Determinismus gemeint ist. Auf diesen Aspekt wird weiter unten vertiefend eingegangen.

Der natürlichen Selektion liegt insofern nur ein grobes Raster zugrunde, als letztlich alle Mitglieder einer Spezies oder Population vergleichbaren Überlebensproblemen gegenüber stehen, die vergleichsweise konstant sind. Natürliche Selektion bewirkt demnach keine allzu großen Unterschiede zwischen den Individuen, was auch daran liegt, dass sie sehr ökonomisch

misch und effizient auf die Bedingungen eingeht. Daher sind natürlich selektierte Merkmale, obwohl ererbt und daher genetisch bedingt, dennoch nur gering erblich, zumindest verglichen mit sexuell selektierten Merkmalen (vgl. Pinker 1996:482-4; Miller 2001:136).

Die Evolutionstheorie der sexuellen Selektion geht auf Darwins (1992a) *Die Abstammung des Menschen* zurück. Bei diesem Selektionsprozess gelten die gleichen Grundvoraussetzungen wie bei der natürlichen (Überproduktion, Variation und genetische Transmission), der Unterschied besteht darin, dass bei der sexuellen Selektion nicht die Umwelt selektiert, sondern dass Individuen der eigenen Spezies die Auswahl treffen, nämlich bei der Wahl eines Reproduktionspartners (vgl. ebd.:235).

Bei der sexuellen Selektion wird zwischen der intersexuellen Selektion, d.h. dem Selektionsprozess, der durch diese Partnerwahl zustande kommt, und der intrasexuellen Selektion unterschieden, die sich auf die Rivalität bezieht, die innerhalb eines Geschlechts aufgrund des Zugangs zu begehrenswerten Partnern entsteht. Im Konzept der sexuellen Selektion bezieht sich die intersexuelle Selektion auf die Partnerwahl zwischen zwei Individuen unterschiedlichen Geschlechts, während die intrasexuelle Selektion in der Regel den Wettkampf innerhalb des männlichen Geschlechts bezeichnet, dessen Ausgang über den Zugang zu Mitgliedern des weiblichen Geschlechts entscheidet. Die durch Gene vermittelten Fähigkeiten, in beiden Teil-Prozessen der sexuellen Selektion zu bestehen, werden – grundsätzlich vergleichbar der natürlichen Selektion – in Form differentieller Reproduktivität zahlreicher in der nächsten Generation vertreten sein als andere Fähigkeiten und Eigenschaften (vgl. ebd.:236-8, 695-6).

Darwins Theorie der sexuellen Selektion kann Phänomene erklären, die durch natürliche Selektion nicht erklärbar sind. Für die Theorie der natürlichen Selektion stellt etwa das bunte und prächtige Gefieder des Pfauenhahnes ein Problem dar, da es einer Selektion auf möglichst erfolgreiches Überleben zu widersprechen scheint: Das farbenprächtige Gefieder lockt Fressfeinde an und erschwert durch seine Größe die Flucht (vgl. Miller 2001:47-50). Es scheint zudem, abgesehen von der Verminderung der Überlebensfähigkeit, reiner Selbstzweck zu sein: Der Zweck des Gefieders liegt offenbar nur in sich selbst. Doch eben dies ist der Grund, warum sich das Merkmal herausbilden konnte: Ein das Überleben gefährdendes oder zumindest nicht förderndes Merkmal muss sich ein Individuum leisten können. Der Pfauenschwanz etwa ist durch seine Größe und Farbenpracht physiologisch sehr schwer und daher nur von sehr gesunden Männchen hervorzubringen. Sexuell selektierte Merkmale verraten demnach etwas über die so genannte *Fitness* seines Trägers, seine Verfassung. Indem die Pfauenhenne einen möglichst prächtigen Hahn wählt, sorgt sie bei ihren Nachkommen für die

gleiche gute Verfassung (vgl. ebd.:23, 145-6; Eibl 2004:25-6). Dieser Grundgedanke sexueller Selektion wird als *Handicap*-Prinzip bezeichnet (vgl. Miller 2001:78-80; Mayr 2003:174).

Im Gegensatz zur natürlichen Selektion ist die sexuelle demnach nicht wirtschaftlich, löst ein Anpassungsproblem also nicht auf möglichst kostengünstige Weise. Das Anpassungsproblem der Reproduktion wird gerade durch verschwenderische, aufwändige Merkmale gelöst. Diese Merkmale von Individuen entwickeln sich demnach durch ihr aktives Bestreben, einen für sie guten Partner zu wählen bzw. von einem guten Partner erwählt zu werden. Die Pfauenhenne wählt demnach den Hahn mit dem auffallendsten Gefieder, weil sie von Hennen abstammt, die ebenfalls nach diesen Kriterien gewählt und sich damit effektiver als andere vermehrt haben. Damit zeigt sich, dass der scheinbare Selbstzweck des prächtigen Gefieders des Pfauenhahns auf einer anderen Ebene ein tatsächlichen Zweck erfüllt, nämlich den, die eigene Fortpflanzung möglichst erfolgreich zu bewerkstelligen. Sexuelle Selektion ist daher viel präziser als natürliche Selektion, läuft gezielt und schnell ab und kann auf Dauer unvorhersehbare Ergebnisse hervorrufen. Auf diese Weise lassen sich erhebliche Unterschiede zwischen verschiedenen Spezies erklären, vor allem dann, wenn eine Spezies ein Merkmal besitzt, das einer mit ihr nah verwandten fehlt (vgl. Darwin 1992a:255; Miller 2001:17-9).

Neben der Eigenschaft, als *Fitness*-Indikatoren zu dienen, haben sexuell selektierte Merkmale außerdem noch zwei weitere Eigenschaften: Sie sind bei adulten Individuen stärker ausgeprägt als bei heranwachsenden, was daran liegt, dass sie für die Partnerwahl benötigt werden, die erst ab einem gewissen Alter relevant wird (vgl. Darwin 1992a:271). Zweitens sind diese Merkmale bei weiblichen Individuen in der Regel schwächer ausgeprägt oder fehlen vollständig, wie das Beispiel des Pfaus bereits nahe legt (vgl. ebd.:249; Miller 2001:23).

Die Theorie der sexuellen Selektion stellt damit einen Ansatz dar, Geschlechterunterschiede, auch beim Menschen, zu erklären, womit allerdings nicht leichtfertig von Tieren auf Menschen geschlossen werden soll; die Frage, ob das evolutionäre Grundprinzip der sexuellen Selektion mit seinen verschiedenen Facetten auf den Menschen zutrifft und wenn ja, in welchem Ausmaß, ist letztlich eine empirische und unabhängig von möglicherweise fehlten Analogieschlüssen (vgl. Bischof-Köhler 2006:125-6).

Das Prinzip der inneren Befruchtung, wie es bei allen Säugetieren zu finden ist, wird als Ausgangspunkt für die phylogenetisch bedingte Ausprägung von Geschlechterunterschieden aufgefasst: Die Folgen eines Fortpflanzungsaktes sind für eine Frau in Form von Schwangerschaft deutlich kostenintensiver als für den Mann: Sie hat neun Monate Schwangerschaft zu

durchlaufen und muss sich auch nach der Geburt viele Jahre umfassend um das Kind kümmern. Weitere Fortpflanzung kommt in dieser Zeit nicht in Frage. Die Anzahl der Kinder, die sie in ihrem Leben bekommen kann, ist zudem beschränkt. Erfolgreiche Weitergabe von Genen kann bei einer Frau demnach nur in Form einer qualitativen Fortpflanzungsstrategie erfolgen: Sie ist sehr wählerisch bezüglich ihrer Partner und deren Eigenschaften. Das weibliche Geschlecht ist demnach dasjenige, das die Wahl trifft und dabei auf ein breites Spektrum an Präferenzen zurückgreift (vgl. Grammer 1993:134-5; Eibl 2004:81; Bischof-Köhler 2006:111-3). Ein Mann kann sich hingegen auf eine quantitative Strategie verlegen: Er kann die Anzahl an Partnern und damit potentiell auch die Zahl weitergegebener Gene maximieren, vorausgesetzt, er findet Frauen, die sich auf ihn einlassen (vgl. Klann-Delius 2005:168; Bischof-Köhler 2006:112). Daher neigen Männer oft dazu, Frauen über ihre Absichten zu täuschen (vgl. Buss 1994:191).

Ein Mann kann demnach mehr als einen Partner für sich gewinnen, wenn er Eigenschaften besitzt, die ihn überdurchschnittlich attraktiv machen. Welche dies sind, geht auf die Faktoren der qualitativen Fortpflanzungsstrategie zurück. So bevorzugen Frauen vor allem Versorgerqualitäten, also wirtschaftliche Ressourcen und hohen Status (vgl. Bayer 1994:48-9; Buss 1994:33, 65-6; Klann-Delius 2005:168). Dies sind Eigenschaften, die auch für die natürliche Selektion relevant sind. Beim Menschen kommen im Gegensatz zu Tieren insbesondere die so genannten geistigen *Fitness*-Indikatoren hinzu, die insbesondere bei der weiblichen Partnerwahl von Bedeutung sind: Intelligenz, Kreativität, die Fähigkeiten zur Kunstproduktion, sprachliche Gewandtheit, hohe Bildungsabschlüsse und einiges mehr (vgl. Bayer 1994:50; Buss 1994:40, 65; Miller 2001:125-7). Miller (ebd.:33) bezeichnet die Verhaltensweisen, mit denen diese Eigenschaften präsentiert werden, als „Darbietungen“, wofür im englischen Originaltext der Begriff „*Display*“ verwendet wird (Miller 2000:23).<sup>1</sup> Ein *Display* lässt sich demnach als eine Darbietung von Eigenschaften beschreiben, die ein *Handicap*, also einen *Fitness*-Indikator darstellen, d.h. nicht von jedem Individuum ohne weiteres hervorgebracht werden können, aufwändig und Aufsehen erregend sind.

Männer hingegen bevorzugen im Durchschnitt aufgrund ihrer Möglichkeit zu einer quantitativen Strategie Merkmale, die auf Fruchtbarkeit verweisen, wie physische Attraktivität und Jugend (vgl. Grammer 1993:118, 121; Bayer 1994:48-9; Buss 1994:71).

---

<sup>1</sup> Im Folgenden soll der englische Begriff verwendet werden, da dieser im Deutschen auch mit „Ausdrucksverhalten“ übersetzt wird (Nöth 2000:275), was jedoch für den weiteren Verlauf der Arbeit das Missverständnis hervorbringen könnte, ein solches Verhalten mit Bühlers Ausdrucksfunktion gleichzusetzen. Zudem findet sich auch bei Sager (1988:117; 1995:12) und Brinker und Sager (2006:144, Fn. 85) der englische Begriff.

Das Ergebnis der unterschiedlichen Strategien ist eine moderate Polygynie, wie sie etwa auch beim Pfau herrscht (vgl. Darwin 1992a:247). Denn zieht ein Mann mehrere weibliche Partner an, so bedeutet dies bei einem numerisch annähernd ausgeglichenen Geschlechterverhältnis, dass einige Männer ohne weiblichen Partner und ohne Aussicht auf Reproduktion bleiben müssen (vgl. ebd.:240). Die Variabilität der Reproduktion ist bei Männern demnach größer als bei Frauen (vgl. ebd.:252). Dies ist die wesentliche Kraft im schon beschriebenen intrasexuellen Wettbewerb: Nach Darwin (1992:107) kämpfen Männer miteinander um den bestmöglichen Zugang zu Frauen. Dies kann durch körperliche Überlegenheit oder geistige Eigenschaften gelingen (vgl. Darwin 1992a:244-9). Die Motivation, im intrasexuellen Wettbewerb erfolgreich zu sein und Rivalen zu unterwerfen, liegt in der so genannten assertiven Aggression, einer spontanen, geschlechtsgebundenen Form der Aggression, die durch den Anblick eines Rivalen ausgelöst wird und – z.B. durch Demonstrieren eigener körperlicher wie geistiger Stärken – dessen Unterwerfung zum Ziel hat (vgl. Klann-Delius 2005:168-9; Bischof-Köhler 2006:117-8, 301).

Da mehr Frauen als Männer am Phänomen Fortpflanzung teilhaben und die Reproduktion der Männer demnach stärker streut, ist auch die Streuung bzw. die Varianz partnerwahlrelevanter Eigenschaften bei den Männern höher: In den beiden Extrembereichen einer Verteilung im Sinne der Gaußkurve sind sie häufiger vorzufinden (vgl. Darwin 1992a:244, 252).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Theorie der sexuellen Selektion einerseits, vor allem in ihrer ursprünglichen Fassung, Geschlechterunterschiede beschreibt, andererseits mit Blick auf biologische Gegebenheiten diese Unterschiede zu erklären versucht. Das Grundprinzip ist das gleiche wie bei der natürlichen Selektion: Eigenschaften, also auch Präferenzen, sind u.a. genetisch vermittelt und bewirken in Auseinandersetzung mit den Anforderungen durch Umwelt und Mitglieder der eigenen Spezies einen Ausleseprozess, der auf lange Sicht bestimmte und in diesem Fall geschlechtsspezifische Eigenschaften hervorbringt.

Die Evolutionstheorie und damit auch die Theorie der sexuellen Selektion werden vielfach kritisiert, insbesondere bezüglich der Erklärung von Geschlechterunterschieden. So zeigt eine Sichtung der verfügbaren Literatur etwa den Standpunkt, Geschlechterunterschiede seien ausschließlich das Ergebnis einer sozialen Konstruktion (wie bei Butler 2004:62-7). Streng lern- und sozialisationstheoretisch ausgerichtete Autoren betonen die Effekte des Modelllernens und von Verstärkung und Bestrafung. Die höhere aggressive Neigung des männlichen Geschlechts sei demnach darauf zurückzuführen, dass derartiges Verhalten in der Kindheit belohnt würde und sei demnach nicht das Ergebnis eines Ausleseprozesses. Es zeigt sich jedoch,

dass aggressives und damit einhergehendes Verhalten nicht verstärkt, sondern wohl eher bestraft wird (vgl. Bischof-Köhler 2006:26-7, 54-6). Auch das Modelllernen kommt als alleinige Erklärung für Geschlechterunterschiede nicht in Frage, u.a. weil die notwendigen kognitiven Fähigkeiten zum Erkennen von Modellen erst vorhanden sind, nachdem zahlreiche geschlechtstypische Verhaltensweisen bereits aufgetreten sind (vgl. ebd.:63).

Die Evolutionstheorie wird zudem vielfach als genetischer Determinismus bezeichnet und daher abgelehnt. Tatsächlich jedoch berücksichtigt diese so genannte biologische Perspektive kulturelle Faktoren wie auch biologische Grundlagen. Die genetische Ausstattung eines jeden Menschen legt aus dieser Perspektive individuelle Verhaltensweisen lediglich nahe und gibt ein gewisses Potential vor. Was daraus wird, ist durch Umwelteinflüsse wesentlich mitbestimmt und hängt daher von individueller Sozialisation und kulturellen Faktoren ab (vgl. Bayer 1994:29; Buss 1994:28-9; Bischof-Köhler 2006:40). So sind Phänotypen, d.h. die tatsächlich vorfindbaren Merkmale, direkter Gegenstand von Selektion (vgl. Mayr 2003:130); die sich dahinter verbergenden Genotypen, d.h. die genetischen Grundlagen, werden lediglich über die Phänotypen selektiert. Damit ist die Kritik von McElhinny (2003:23), die in evolutionären Theorien die völlige Ablehnung einer kulturellen Beeinflussung des Menschen und damit biologischen Determinismus sieht, nicht angebracht. Vielmehr ist die Fähigkeit des Menschen, kulturell stark beeinflussbar und lernfähig zu sein, selbst adaptiv im evolutionären Sinne (vgl. Bayer 1994:153; Eibl 2004:12, 109; Bischof-Köhler 2006:40). Ein menschliches Individuum, dessen Verhalten nur durch sein genetisches Programm bestimmt ist, wäre nicht überlebensfähig (vgl. Miller 2001:440-1). Unter 4.1 wird diese Diskussion mit Fokus auf die menschliche Sprache wieder aufgenommen. Erwähnt sei noch eine mit der Theorie der sexuellen Selektion vereinbare und bisher mehrfach zitierte Position zur Ursache von Geschlechterunterschieden, nämlich die von Doris Bischof-Köhler (2006:103), die neben soziokulturellen Faktoren auch biologische berücksichtigt und beide Seiten als untrennbar voneinander darlegt. Der Umstand, dass Ansätze, die ausschließlich mit soziokulturellen Faktoren argumentieren, Geschlechterunterschiede nicht zufriedenstellend erklären können, macht es notwendig, einen Ansatz zu wählen, der auch die Natur des Menschen mitberücksichtigt.

Ein weiterer diskussionswürdiger Aspekt betrifft die Grenzen der Theorie bezüglich der Gesamtheit menschlicher Partnerwahl. So berücksichtigt die Theorie der sexuellen Selektion nur heterosexuelle Partnerwahl. Der Grund für diesen Aspekt der Theorie wird deutlich unter Berücksichtigung ihres retrospektiven Charakters und ihrer Akzentuierung von Reproduktion. Sie erklärt Fortpflanzung und die Mechanismen, die dazu führen, nicht jedoch Sexualität all-

gemein. Mit Bischof-Köhler (2006:108) lässt sich festhalten, „dass Sexualität und Fortpflanzung sachlich wenig miteinander zu tun haben“; gleichwohl ist Sexualität in der Regel notwendig, um Fortpflanzung zu bewerkstelligen (vgl. ebd.:109, 131). So ist zwingend logisch, dass jeder direkte Vorfahre eines jeden Menschen mindestens einen Nachkommen hatte. Jeder Mensch stammt damit von Menschen ab, die sich im Sinne der Theorie fortgepflanzt haben.

Da Darwins Theorie der sexuellen Selektion keine Aussage über sonstige Formen von Partnerwahl und Sexualität macht, kann mit einer Anwendung der Theorie auf Kommunikation und Sprache zu diesen Formen keine Aussage gemacht werden. Daher lassen sich die Antworten auf die in der Einleitung formulierten Fragen zur Partnerwahl unter Verwendung der Theorie der sexuellen Selektion nur auf heterosexuelle Partnerwahl beziehen.

### 3. Tierkommunikation im Kontext sexueller Selektion

Die Sprache des Menschen, von Pinker (1996:98, 387) beschrieben als diskret-kombinatorisches System, das aus einer begrenzten Anzahl von Elementen theoretisch unendlich viele verschiedene größere sprachliche Strukturen konstruieren kann, und über eine Syntax verfügt, ist im Tierreich nicht zu finden (vgl. Chomsky 1971:19; 1996:36-7, 164; Pinker 1996:387; Lieberman 2000:130). Die Versuche, unseren nächsten Verwandten – Gorillas, Schimpansen und Bonobos – Sprache im Sinne einer menschlichen Sprache zu lehren, scheiterten oder sind sehr umstritten (vgl. Jakobson 1974:190; Pinker 1996:390-5; Herrmann 2005:178), so dass Chomsky (1996:36-7) mit Bezug auf diese Versuche wohl zu Recht folgert: „Das Sprachvermögen ist [...] einzigartig für die menschliche Art“, Sprache ist „spezies-spezifisch“ (Jakobson 1974:194).

Dennoch gibt es wie gezeigt Kommunikation im Tierreich (vgl. ebd.:191-3; Nöth 2000:261-2). Es lohnt daher, zunächst die Frage zu erörtern, wie sich Kommunikation im Kontext sexueller Selektion im Tierreich vollzieht. Dies soll – bei aller Möglichkeit zur Analogiebildung zwischen Pfau und Mensch wie bei Miller (2001:405) – nicht als Grundlage dafür dienen, leichtfertig von Tieren auf den Menschen schließen. Vielmehr können auf diese Weise insbesondere die Unterschiede zwischen Mensch und Tier deutlich herausgestellt und beide Ebenen voneinander abgegrenzt werden (vgl. Bühler 1927:37; Jakobson 1974:190-1, 193).

Bühler (1999:XXIV) stellt fest: Es „gibt kein tierisches Gemeinschaftsleben ohne Steuerungsmittel des sozialen Verhaltens der Gemeinschaftsglieder; es gibt keine Gemeinschaft ohne *Zeichenverkehr*“. So ist das Organonmodell auch als allgemeines Zeichenmodell auf nichtmenschliche Kommunikation anwendbar (vgl. Nöth 2000:203; Eibl 2004:224; Wildgen 2004:31). Auch nach Jakobson (1974:175) muss die Beschäftigung mit den Sprachfunktionen seines Kommunikationsmodells „auf die anderen semiotischen Systeme angewandt werden“, was Zoosemiotik einschließt (vgl. Nöth 2000:105). So sind verschiedene Funktionen wie die referentielle, die expressive oder die phatische etwa im Vogelgesang oder bei Primaten erkennbar (vgl. ebd.:262-3), auch im Kontext sexueller Selektion. Die metasprachliche und die poetische Funktion hingegen können dort im oben beschriebenen Sinne aufgrund des Fehlens einer Sprache im Sinne der menschlichen Sprache nicht vorkommen, jedoch kann eine ästhetische Funktion vorhanden sein.

Im Tierreich existiert Kommunikation mit Hilfe eines akustischen Kanals (vgl. Aitchison 1996:8) oder solche durch einen olfaktorischen mit Hilfe von Botenstoffen, um Partnerwahl



zu erreichen (vgl. Klix 2003:754). Anknüpfend an 2.2 soll zunächst Kommunikation mit Hilfe eines visuellen Kanals behandelt werden wie beim Pfau (vgl. Nöth 2000:236-7), bei der der Pfauenhahn der Henne sein prächtiges Gefieder präsentiert. Demnach sind bereits Körperfarben und -formen potentiell kommunikativ (vgl. ebd.:266). Ein solches, auf biologische Funktionen verweisendes und zudem ritualisiertes Ausdrucksverhalten lässt sich in Anlehnung an 2.2 als *Display* bezeichnen und ist phylogenetischen Ursprungs (vgl. ebd.:275; Wiese 2007:122).

Der Hahn wäre demnach als Sender und die Henne als Empfänger zu sehen (vgl. Miller 2001:405-6). Eine referentielle Funktion ist insofern erkennbar, als auf einen Gegenstand oder Sachverhalt verwiesen wird, nämlich das Gefieder des Hahnes. Es handelt sich allerdings nicht um symbolhafte Zeichenverwendung: Die Beziehung zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem bzw. zwischen Zeichen und Referenzobjekt ist nicht arbiträr und kommt nicht durch Konvention zustande. Es handelt sich aus dieser Perspektive vielmehr um ein Anzeichen im Sinne von Bühlers Ausdrucksfunktion (vgl. Bühler 1927:40, 127-8) bzw. um ein Index im Peirce'schen Sinne (vgl. Peirce 1983:65), da hier eine kausale Beziehung zwischen der genetischen Qualität des Hahnes und dem auffälligen Gefieder, das hier die Zeichenfunktion innehat, vorliegt. Das *Handicap*-Prinzip steht damit im Mittelpunkt dieses Kommunikationsaktes (vgl. Hauser 1997:9; Nöth 2000:274). Signalwirkung hat hier im Sinne eines Appells an die Henne mit dem Ziel der Paarung das prächtige Gefieder des Hahnes. Ein solches Kommunikationssystem, das mit Farben und Formen funktioniert, ist

das Ergebnis eines evolutionsgeschichtlichen Wettbewerbs zwischen Individuen einer Gattung, im Verlaufe dessen Tiere mit ausgeprägteren Mustern die größten Fortpflanzungschancen hatten (ebd.:266).

Ein weiterer kommunikativer Akt, der in diesem Zusammenhang erwähnt werden kann, ist das kunstvolle Nestbauen des männlichen Laubenvogels (vgl. Miller 2001:303-4), worin eine ästhetische Funktion gesehen werden kann. Außerdem ist auch hier eine expressive und eine appellative Funktion zu erkennen, denn das Nestbauen des männlichen Laubenvogels „ist zugleich der Hinweis auf das eigene Selbst und ein Appell an die Artgenossen zur Paarung“ (Nöth 2000:267).

Auch der intrasexuelle Wettbewerb des Pfaus lässt sich auf diese Weise betrachten: Der Hahn als Sender kann sein Gefieder nicht nur den Hennen, sondern auch anderen Hähnen präsentieren, um diese zu vertreiben. Die Präsentation der eigenen Qualitäten hat demnach auch bei der Rivalenabwehr eine Appellfunktion inne.

## **4. Menschliche Kommunikation im Kontext sexueller Selektion**

Die evolutionären Prinzipien können für eine Untersuchung der menschlichen Sprache nutzbar gemacht werden. Linke/Nussbaumer/Portmann (2004) etwa haben das *Studienbuch Linguistik* in der 5. Auflage gegenüber der vorigen Auflage um eine Diskussion der Bedeutung evolutionärer Ansätze für die historische Linguistik erweitert und greifen dabei auf evolutionstheoretische Begriffe zurück, die dort metaphorisch auf Sprachwandelprozesse übertragen werden (vgl. Linke/Nussbaumer/Portmann 2001; 2004:457-8). Dieser Gedanke findet sich bereits bei Darwin (1992:491; 1992a:100).

Eine solche Herangehensweise lässt eine unter 2.2 behandelte wichtige Grundbedingung von Evolution im strengen Darwin'schen Sinne allerdings außer acht, dem der genetischen Transmission. Diese Grundbedingung kann für die Überlegungen unter 3. vorausgesetzt werden (vgl. Bayer 1994:28-9); soll jedoch bezüglich menschlicher Kommunikation näher erörtert werden. Dafür werden unter 4.1 die biologischen Grundlagen der unter 2.1 behandelten Kompetenzen – universalgrammatische und pragmatische – erörtert, insbesondere mit Blick auf Geschlechterunterschiede. Darauf aufbauend werden unter 4.2 das Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion entworfen und die Ergebnisse der eigenen Studien vorgestellt.

### **4.1. Reflexionen zu den biologischen Grundlagen menschlicher Kommunikation**

Zunächst kann die genetische Grundlage der Sprachfähigkeit des Menschen, der universalgrammatischen Kompetenz, behandelt werden. Diese genetische Grundlage wird wesentlich durch die kindliche Sprachentwicklung bestätigt. Zwar muss das Kind zum Spracherwerb einer Sprache ausgesetzt sein, ebenso bedarf es der Interaktion zwischen Kind und Bezugsperson, dennoch ist diese Entwicklung ohne biologische Grundlage nicht denkbar (vgl. Jakobson 1974:192), auch wenn es keinen biologischen Faktor gibt, der nahe legt, eine ganz bestimmte Einzelsprache zu erwerben (vgl. Comrie 2002:15). Darüber, welche Sprache erworben wird, entscheidet der *Input* in der sensiblen Phase des Spracherwerbs. Dass dies allerdings ohne genetische Grundlage nicht möglich ist, zeigt sich u.a. an folgenden Aspekten, die Chomsky (1959:36-8, 42-7) in seiner Kritik an Skinners *Verbal Behavior* (1957) aufführt: Kinder erwerben ihre Erstsprache mit offensichtlicher Leichtigkeit in erstaunlich kurzer Zeit, wie es durch Konditionierung durch die Umwelt nicht möglich wäre, und können Sätze hervorbringen, die sie nie zuvor gehört haben. Es gibt zudem eine sensible Phase für den Sprach-

erwerb, eine genetisch bedingte Reifezeit bis zur Pubertät. Der Umstand, dass der Spracherwerb mit Beginn der Pubertät abgeschlossen ist, d.h. zu einer Zeit, in der Partnerwahl relevant wird, ist ein guter Beleg dafür, dass Sprache teilweise sexuell selektiert ist (vgl. Snowdon 2004:146).

Wieder zeigt sich das Prinzip einer Entwicklung, bei der biologische und Umweltfaktoren zusammen wirken, „sie beeinflussen und ergänzen einander“ (Jakobson 1974:194). Der Spracherwerb spricht damit für eine Erklärung, die genetische Faktoren mit berücksichtigt (vgl. ebd.:195). Damit zeigt sich am Beispiel der Sprache wiederum, dass kein Merkmal alleine biologisch bestimmt ist, jedoch ohne eine solche Grundlage ebenso wenig denkbar ist (vgl. Sager 1988:16; Pinker 1996:457; Herrmann 2005:130). Damit ist die behavioristische Auffassung von Sprache, insbesondere die radikal behavioristische von Skinner (1957:12, 29), abzulehnen.

Chomsky (1977:47; 1986:3, 52-3) spricht von einer genetisch bedingten, angeborenen Universalgrammatik, einem System von grundlegenden sprachlichen Prinzipien, das als Grundlage des Spracherwerbs dient und seiner Auffassung nach biologisch zu erklären und nach Bierwisch (2002:174-5) das Ergebnis der Evolution ist. Hierbei ist es sinnvoll, „angeboren“ im Folgenden im Sinne von „erbt“ zu verstehen, also im Sinne eines im Genotyp festgelegten Potentials, das sich in der Entwicklung des Individuums durch Umweltfaktoren – hier im Rahmen des Spracherwerbs – zum tatsächlich vorfindbaren Merkmal, d.h. zum Phänotyp, ausbildet (vgl. Chomsky 1981:71; Grewendorf 1995:72; Sager 1995:247). Diese universalgrammatische Kompetenz kann als hirneurologisch existent angenommen werden (vgl. Krämer 2001:51).

Auch aus neurolinguistischer Perspektive zeigt sich nach Schlesewsky (2004:36), „dass Sprache nicht ausschließlich ein Produkt unserer sozialen und kulturellen Interaktion sein kann“. Die Lateralisation der Sprache, d.h. die Tatsache, dass bei nahezu allen Menschen Sprachverarbeitung in der linken Hirnhemisphäre stattfindet (vgl. Jakobson 1988:368), kann als ein Beleg dafür genannt werden, da kein Umweltfaktor denkbar ist, der alleine diese Arbeitsteilung des Gehirns bewirken kann (vgl. Jenkins 2000:134-5). Die unterschiedlichen Sprachdefizite bei Broca- und Wernicke-Aphasie unterstützen diese Interpretation (vgl. Pinker 1996:358-60). Unter Berücksichtigung, dass die rechtshemisphärischen Gegenstücke zu Broca- und Wernicke-Aphasie die emotionalen Aspekte der Sprache betreffen, ergibt sich ein noch detaillierteres Bild der Modularität der Sprache (vgl. Jenkins 2000:62), die in dieser Spezifität am sinnvollsten genetisch erklärt werden kann. So lässt sich mit Fanselow (2002:231) schlussfolgern,

dass der systematische Zusammenhang zwischen Teilen der sprachlichen Fähigkeit und bestimmten Hirnregionen darauf hindeutet, dass unsere Sprachfähigkeit partiell *angeboren* ist.

Weitere Belege sind aufführbar, so neben sprachlichen Universalien (vgl. Pinker 1996:269-70; 1996a:314; vgl. auch Jakobson 1974:193; Foley 1997:76; Schlesewsky 2004:30) etwa die Kreolisierung von Pidginsprachen (vgl. Pinker 1996:37-9) oder die ausgezeichnete auditive Wahrnehmung des Menschen für Sprachlaute, die schneller verarbeitet werden als alle anderen akustischen Signale. Auch dies kann als Anlass gesehen werden, die biologischen Grundlagen der Sprache zu berücksichtigen und sie aus evolutionärer Perspektive zu betrachten (vgl. Pinker 1996a:323; Aitchison 1997:293; Klix 2003:754). In diesem Zusammenhang können auch die apperzeptive Ergänzung und insbesondere das Prinzip der abstraktiven Relevanz aus Bühlers (1999:28, 43-4) Organonmodell als weitere Belege genannt werden: Die Fähigkeiten, einerseits fehlende Laute im Geist zu ergänzen und andererseits nur die relevanten Laute wahrzunehmen, sprechen ebenfalls für eine hochentwickelte, sprachspezifische auditive Wahrnehmung. Diese Belege sind jedoch zunächst indirekter Natur. Das Konzept einer Universalgrammatik ist zudem Gegenstand vielfältiger Kritik wie etwa bei Bichakjian (2002:84) und Haspelmath (2002:262-3). Bedeutsam ist es daher, direkte Belege zu finden, die die genetische Grundlage von Sprache untermauern.

Ein deutlicherer Beleg liefert die Forschung um das FOXP2-Gen, das bei Untersuchungen an einer britischen Familie entdeckt wurde. Die Sprachdefizite einiger Familienmitglieder bei Mutation des Gens betreffen Artikulation, Grammatikverständnis und das Produzieren grammatisch korrekter Sätze (vgl. Pinker 1996:58; Pinker 2001:465; Lieberman 2003:27). Damit ist die Universalgrammatik nicht belegt, jedoch die genetische Grundlage der Sprache. Denn da nicht alle Familienmitglieder betroffen sind, kann ein einheitlicher Umweltfaktor als Ursache ausgeschlossen werden. Auch verminderte Intelligenz kommt als Auslöser nicht ohne weiteres in Betracht (vgl. Pinker 1996:57-8; Pinker 2001:465). Allgemein zeigt sich, dass Sprachstörungen wie Stottern, Dyslexie und Dysphasie in Familien gehäuft auftreten und kein Umweltfaktor identifiziert werden kann, der erklärt, warum einige Familienmitglieder nicht betroffen sind, was für eine genetische Erklärung spricht. Insbesondere die Untersuchungen an dysphatischen ein- und zweieiigen Zwillingen bestätigen diese Interpretation (vgl. Pinker 1996:374; Jenkins 2000:120, 122).

Zwar kann das FOXP2-Gen als einer der Belege für die genetische Grundlage der Sprache und ihrer Grundstruktur angesehen werden (vgl. Schlesewsky 2004:30), es ist allerdings nicht *das* Sprachgen, und auch die Bezeichnung „Grammatikgen“ ist unangemessen, da bei besagter Familie auch eine Beeinträchtigung des expressiven Sprechens gefunden wurde;

außerdem handelt es sich hier lediglich um eines von zahlreichen Genen, die für das Gesamtphänomen Sprache notwendig sind (vgl. Jenkins 2000:119; Lieberman 2000:129). Sprache ist demnach polygen. Es wird sogar vermutet, dass mehrere tausend Gene beteiligt sind (vgl. Jenkins 2000:124). So wird etwa die Möglichkeit diskutiert, dass es mehr als einhundert verschiedene genetisch bedingte Formen von Agrammatismus gibt (vgl. ebd.:117). Da die pragmatische Kompetenz mit zahlreichen kognitiven und motivationalen, im Gehirn verankerten Mechanismen in Beziehung gesetzt werden kann (vgl. ebd.:144), ist die Zahl der an Sprache beteiligten Gene womöglich noch deutlich höher, denn wahrscheinlich sind etwa die Hälfte aller Gene, d.h. mehrere zehntausend, an der Gehirnentwicklung beteiligt (vgl. Miller 2001:143).

Unter 2.2 wurde gezeigt, dass ein Merkmal, damit es unter evolutionären Gesichtspunkten betrachtet werden kann, nicht nur ererbt, sondern auch erblich sein muss: Es muss bezüglich des Merkmals eine Varianz zwischen den Individuen existieren, die zu einem gewissen Grad auf genetische Varianz zurückgeht (siehe S. 15-6). Die menschliche Sprache erfüllt diese Bedingung (vgl. Bayer 1994:124, 127; Jenkins 2000:72-3, 100; Miller 2001:24, 419; Niyogi 2006:32-3). Es scheint so zu sein, dass bereits einige sprachliche Fähigkeiten, wie sie sich im ersten Lebensjahr zeigen, eine erbliche Komponente haben, neben dem Wortschatz z.B. „Lautimitation, Wortkombinationen, Lallen und Wortverständnis“ (Pinker 1996:375), wie dies bei Sprachentwicklungsstörungen allgemein offenbar der Fall ist (vgl. Pinker 1996a:319).

Die Überlegungen zur Erblichkeit der Sprache können als Anlass zur Kritik an Chomskys angeborener Universalgrammatik dienen, allerdings nicht der Gestalt, die Angeborenheit der Sprache in Frage zu stellen wie bei Haspelmath (2002:262-3). Mit der Erblichkeit sprachlicher Phänomene deutet sich nämlich an, dass diese universalgrammatische Kompetenz, die für Chomsky (1996:37) bei nahezu allen Menschen gleichermaßen vorhanden ist, stattdessen eine offensichtliche Varianz zwischen den Menschen zeigt, die teilweise auf genetische Varianz zurückführbar ist. Es handelt sich angesichts dieser Überlegung nur insofern um eine *universalgrammatische* Kompetenz, als alle Menschen, mit Ausnahme solcher, die unter schweren Defekten leiden, irgendeine einzelsprachliche Kompetenz erwerben können. Wie die angeborene Kompetenz beschaffen ist, variiert offenbar, so dass es sinnvoller erscheint, von individuellen angeborenen Kompetenzen zu sprechen. Die unzähligen angeborenen Individualkompetenzen würden sich aus dieser Perspektive im Durchschnitt lediglich hinreichend ähneln, so dass der Eindruck einer universalgrammatischen Kompetenz entsteht (vgl. Bayer 1994:124). Diese Ähnlichkeit würde aus genetischer Sicht ihre Entsprechung etwa darin finden, dass nahezu alle Menschen eine

intakte Kopie des FOXP2-Gens besitzen. Die Individualität hingegen wäre z.B. auf der Ebene der unzähligen anderen Gene zu suchen, die am Phänomen Sprache beteiligt sind. Mit der Annahme angeborener Individualkompetenzen würde dann auch erklärbar, warum in der Sprachentwicklung erhebliche Unterschiede zwischen den Kindern existieren (vgl. Pinker 1996:311-3), die menschliche Sprachfähigkeit dennoch eine biologische Grundlage hat und spezies-spezifisch ist (vgl. Bayer 1994:127; vgl. auch Mayr 2003:214). Aus dieser Perspektive könnte es verschiedene Formen einer angeborenen Kompetenz geben: eine, die tatsächlich universal ist und den Kern der Sprachfähigkeit betrifft und eine, die nicht universal ist und unter den Menschen variiert. Diese Erörterung kann hier nicht detailliert weitergeführt werden. Im Folgenden wird daher lediglich von einer angeborenen Kompetenz die Rede sein, die Variationen zwischen den Menschen zulässt. Der eine ideale Sprecher-Hörer, der über ein Sprachwissen verfügt, das frei von individuell typischen oder zufälligen Fehlern ist (vgl. Chomsky 1971:13-4), existiert demnach auch aus dieser Perspektive nicht (vgl. Jenkins 2000:72-3, 100), und dieses Konzept erscheint daher – auch mit Blick auf sprachbezogene Geschlechterunterschiede – als nur bedingt nützlich.

Damit lässt sich grundlegend feststellen: Die Varianz bei einem Merkmal spricht nicht grundsätzlich gegen eine genetische Grundlage dieses Merkmals, genauso wenig, wie ein Merkmal, das universal ist, damit zwangsläufig angeboren ist (vgl. Pinker 1996:36; Bischof-Köhler 2006:153).

Die bisherigen Überlegungen werfen die Frage auf, ob es auch Geschlechterunterschiede auf der Ebene einer angeborenen Sprachkompetenz gibt. Klann-Delius (2005:171-2) etwa betont die Wichtigkeit pränataler Hormonwirkung für das Zustandekommen von Geschlechterunterschieden. Sie belegt dies mit Fällen, bei denen hormonelle Störungen vorliegen und kommt zu dem Schluss, „dass die Erziehung offenbar keinen allein wesentlichen Einfluss hat“ (ebd.:172). So ist etwa der Vorteil der Mädchen im Lexikonerwerb mit fötalem Testosteronniveau erklärbar (vgl. ebd.:173). Auch auf die Schwankungen sprachlicher Fähigkeiten bei Frauen in Abhängigkeit vom Hormonzyklus kann hingewiesen werden, ein Umstand, der unter 5. näher erläutert wird (vgl. Bischof-Köhler 2006:221-2; Klann-Delius 2005:174). Insbesondere diese Aspekte menschlicher Sprache sind mit Hilfe externer Faktoren nicht erklärbar; es spielen somit auch biologische Faktoren dieser Art für die Entstehung von Geschlechterunterschieden eine Rolle, auch wenn weitere Forschung notwendig ist, um einige offene Fragen noch zu klären (vgl. ebd.:178).

Auch hirnanatomische Geschlechterunterschiede kommen als Erklärung für sprachbezogene Geschlechterunterschiede in Frage. Hauser (1997:230-1) weist auf neuroanatomische

Geschlechterunterschiede hin, die bereits pränatal nachweisbar sind und die Sprache mit beeinflussen. Die Verbindung der beiden Hirnhemisphären etwa, das *corpus callosum*, ist bei Frauen im Durchschnitt größer, was „mit besseren verbalen Leistungen korreliert“ (Klann-Delius 2005:176). Vor allem lässt sich so erklären, warum es ein weibliches Übergewicht bei expressiver Sprache gibt. So ist zwar die linke Hemisphäre bei den meisten Menschen für Sprache zuständig. Die emotionalen Aspekte werden jedoch, wie gezeigt, rechtshemisphärisch verarbeitet (vgl. Jenkins 2000:62-3).

Die Überlegungen zur Varianz der angeborenen Kompetenz legen nahe, einen weiteren Kernaspekt der Theorie der sexuellen Selektion im Kontext von Sprache näher zu untersuchen, nämlich die Annahme, dass das männliche Geschlecht eine weniger homogene Gruppe darstellen sollte als das weibliche, dass also in den beiden Extrembereichen einer Verteilung Männer deutlich häufiger vorkommen sollten (siehe S. 19). In der gesichteten Literatur finden sich keine Daten, die dies mit Blick auf einzelsprachliche Kompetenz belegen oder widerlegen. Es existieren jedoch Daten von Hochschulzulassungstestverfahren, die diese Annahme bestätigen. Das TOEFL-Programm etwa testet sprachliche Fähigkeiten bezüglich Englisch als Fremdsprache (vgl. Educational Testing Service 2007:3). Das GRE-Programm und das SAT-Programm bestehen ebenfalls u.a. aus Sprachtests und testen etwa kritisches Lesen und Schreiben (vgl. Educational Testing Service 2007a:3; The College Board 2007:5). Die Gesamtergebnisse aller Testprogramme bestätigen, dass die Männer insgesamt weniger homogen in ihren Leistungen sind als die Frauen: Sie zeigen bei nahezu allen sprachbezogenen Tests die höhere Streuung (vgl. Educational Testing Service 2007:8; Educational Testing Service 2007a:25; The College Board 2007:5). Diese Daten belegen noch nicht, dass unter Männern auch bezüglich der angeborenen Kompetenz eine größere Streuung existiert als unter Frauen. Dies bestätigt sich jedoch bei näherer Untersuchung des unteren Extrembereiches. So sind pathologische Sprachstörungen beim männlichen Geschlecht erheblich häufiger als beim weiblichen, und zwar bereits in jungen Jahren und daher mit Sozialisationseffekten nicht erklärbar (vgl. Klann-Delius 2005:108, 178; Bischof-Köhler 2006:225). Legasthenie und Stottern beispielsweise kommen beim männlichen Geschlecht insgesamt deutlich häufiger vor (vgl. Jespersen 2003:126; Fitch 2004:287). Wildgen (2004:20) etwa diskutiert diesen Umstand im Kontext sexueller Selektion, bleibt in seinen Ausführungen jedoch vage. Auf den oberen Extrembereich wird weiter unten noch eingegangen.

Die pragmatische Kompetenz – die Fähigkeit und die Motivation, angeborene und einzelsprachliche Kompetenz zielgerichtet erfolgreich einzusetzen – sollte ebenfalls eine

biologische Grundlage haben, um im evolutionären Kontext betrachtet zu werden, und zwar zunächst unabhängig von Geschlechterunterschieden. Chomsky (1977:34-5) etwa geht von angeborenen Fähigkeiten und Dispositionen aus, die menschliches Handeln – auch Sprachhandeln – beeinflussen, etwa in Form von bestimmten Erwartungen (vgl. auch Chomsky 1996:157). Ein deutlicher Hinweis auf die biologische Grundlage pragmatischer Kompetenz findet sich bei Grewendorf (1995:69-70), der die Fähigkeit zur Kommunikation auffasst als

ein komplexes Resultat interagierender kausaler Faktoren, wie z.B. struktureller Prinzipien eines Zeichensystems, perzeptiver, motorischer, konzeptueller, motivationaler, sozialer Prinzipien und Überzeugungssysteme, die möglicherweise jeweils eigene »Fähigkeiten« konstituieren und z. T. durch gesonderte, biologisch determinierte, kognitive Systeme bedingt sind.

Sager (1988:15-6) akzentuiert vor allem die evolutionäre Grundlage menschlicher Motivation, mit Sprache entsprechend des Kontextes angemessen zu handeln:

Die in der Sozialisation des Einzelindividuums erworbenen konventionellen Regeln, die situationsadäquat praktizierten Strategien, Sprechhandlungen und Interaktionssequenzen sind nicht ausschließlich sozial-kulturell bestimmt, sondern ihrerseits in ihrer Entstehung und Entwicklung beeinflusst durch die in der Phylogenese entstandenen allgemeinen Verhaltensdispositionen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass davon ausgegangen werden kann, dass nicht nur die Sprachkompetenz im Sinne der menschlichen Sprachfähigkeit eine biologische Grundlage hat, sondern dass auch einige diesbezügliche Geschlechterunterschiede darauf zurückgeführt werden können. Ebenfalls deutet sich an, dass auch die individuelle pragmatische Kompetenz von biologischen Faktoren mit beeinflusst ist. Ob auch bezüglich pragmatischer Kompetenz wesentliche Geschlechterunterschiede herrschen, wird mit Bezug auf die eigenen Studien weiter unten behandelt. Zunächst soll das Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion präsentiert werden.

#### **4.2. Kommunikationsmodell sexueller Selektion**

Das hier vorgeschlagene Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion (siehe Abb. 3, S.) baut auf den Modellen von Bühler und Jakobson auf und enthält entsprechend wichtiger Grundannahmen sexueller Selektion zwei weitere Sprachfunktionen. Mit einer solchen modellhaften Erörterung wird vom konkreten Gegenstandsbereich abstrahiert, womit die Gefahr gegeben ist, seiner Komplexität nicht in allen Zügen gerecht zu werden. Daher kann



nur eine Darlegung von Grundprinzipien erfolgen, wie sie sich auf die Theorie der sexuellen Selektion stützen.

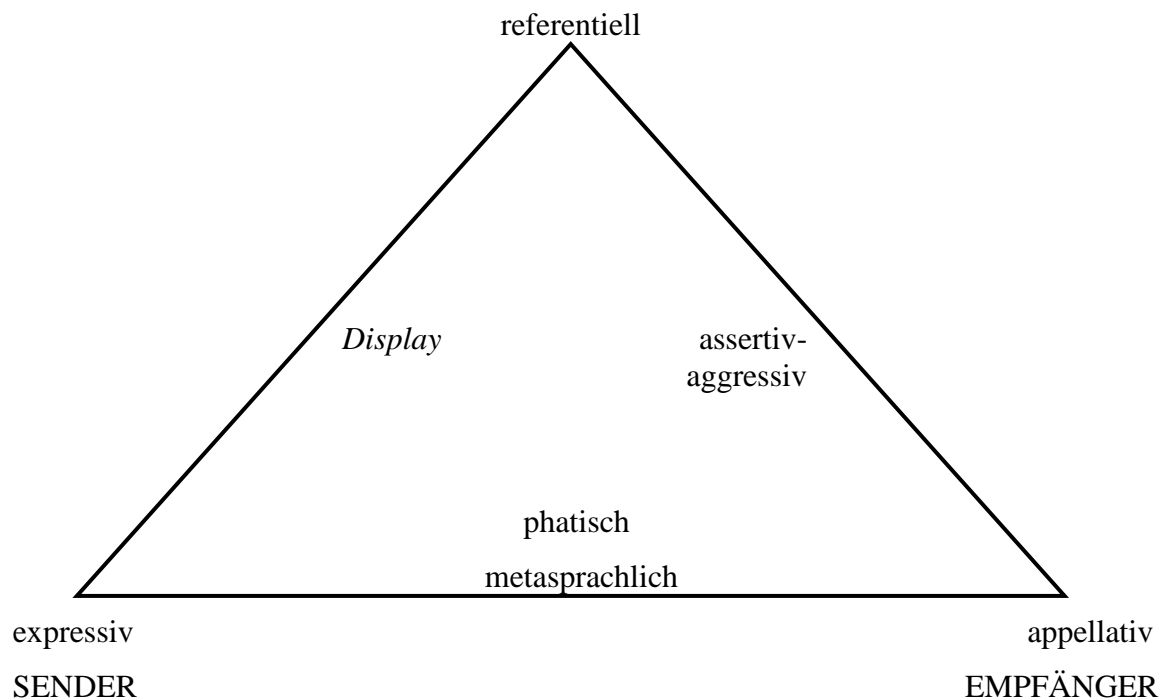


Abb. 3: Das Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion

Das Modell erscheint in Form eines Dreiecks, um auf die drei wesentlichen Elemente von Kommunikation zu verweisen, wie sie im Organonmodell zu finden sind: Senderbezug, Empfängerbezug, Sachbezug. Daneben finden sich zwei Sprachfunktionen, die aus Jakobsons Modell bekannt sind: die phatische und die metasprachliche. Zusätzlich finden sich zwei weitere Sprachfunktionen, die zwei wesentliche Annahmen der Theorie der sexuellen Selektion widerspiegeln, nämlich die *Display*-Funktion, die Jakobsons poetische Funktion enthält, und die assertiv-aggressive Funktion (siehe Abb. 3). Diese vorgeschlagenen Funktionen sollen zunächst beschrieben werden.

Ein wesentliches Element der Theorie der sexuellen Selektion ist das Zeigen von *Displays*, um auf diese Weise einen Reproduktionspartner anzuziehen. Dieses Element wurde unter 3. als Teil von Kommunikation im Tierreich vorgestellt und dort auch im Kontext von menschlicher Kommunikation bereits angesprochen. Auch wenn nicht ohne weiteres von Tieren auf den Menschen geschlossen werden soll, lässt sich nach Sager (1988:117; 1995:12) und Brinker und Sager (2006:144, Fn. 85) ein *Display*-Verhalten auch in menschlicher Kommunikation finden. Es muss dabei allerdings berücksichtigt werden, dass das *Display*-

Verhalten etwa des Pfauenhahns immer sehr ähnlich verläuft, während der Mensch immer wieder neues und unerwartetes Sprachverhalten zeigen kann (vgl. Eibl 2004:80). Menschliche Kommunikation soll daher in dem Bewusstsein untersucht werden, dass sie sich wesentlich von Kommunikation im Tierreich unterscheidet, ohne jedoch Tierkommunikation als reines Natur-, menschliche Kommunikation hingegen als reines Kulturphänomen im Sinne einer völligen Emanzipation von natürlichen Dispositionen zu betrachten (vgl. Jakobson 1974:191).

So finden nach Sager (1995:37) die auffälligen Körperzeichnungen bei verschiedenen Spezies, wie beim Pfau, ihre Entsprechung beim Menschen u.a. durch „ein reichhaltiges Spektrum kultureller Substitute“ wie Kleidung, Schmuck oder auch Tätowierungen (vgl. auch ebd.:42-3). Diese sind als nonverbale Mittel zur Kommunikation zu verstehen und bedienen sich wie beim Pfau eines visuellen Kanals. Sie sind im Kontext sexueller Selektion relevant, da sie Statussymbole darstellen und damit als Mittel zur auffälligen Selbstdarstellung im Sinne eines *Displays* verwendet werden können (vgl. Grammer 1993:209-11, 221; Strohner 2006:69). Außerdem sind sie in ihrem kommunikativen Wert auch im Sinne einer ästhetischen Funktion erfassbar.

Hauptaugenmerk gilt im Folgenden der verbalen Kommunikation des Menschen. Hierbei soll u.a. die Frage behandelt werden, inwiefern auch menschliche Sprachproduktionen kulturelle Substitute nach Sager (1995:37) darstellen.

Für Sager (1995:12) ist ein *Display* im Kontext von Sprache „ein kommunikatives Zur-Schau-Stellen einer Aktivität, durch das der Sozialpartner bestimmte für ihn relevante Informationen über den Akteur erhält“, außerdem eine verbale Aktivität „zur Bewältigung sozialer Verhältnisse und interindividueller Beziehungen“. Der Sender möchte mit einem *Display* dem Empfänger gegenüber z.B. einen kompetenten Eindruck vermitteln (vgl. ebd.:14). Sager verwendet den Begriff des *Displays* auch im Kontext von Aggression (vgl. ebd.:57) und unterscheidet insgesamt zwischen verschiedenen *Display*-Formen (vgl. ebd.:191, 206). In Anlehnung an 2.2 soll der Begriff des *Displays* etwas detaillierter behandelt werden. So soll zwischen der *Display*-Funktion und der sprachlichen *Display*-Funktion unterschieden werden. Darbietungen körperlicher Attraktivität etwa oder des eigenen Status sind *Displays* und haben einen kommunikativen Wert, sie funktionieren jedoch ohne Sprache. Dennoch können sie Teil verbaler Kommunikation werden, wenn sie im Sinne der referentiellen Funktion mit sprachlichen Mitteln diskutiert werden. Die sprachliche *Display*-Funktion hingegen soll in einer sprachlichen Darbietung bestehen. Ziel dieser Funktion ist es demnach, mit sprachlichen Mitteln aufwändig, Aufsehen erregend und innovativ zu sein. Hinter ihr soll eine Leistung mit

Hilfe von Sprache verstanden werden, die nicht ohne weiteres und nicht von jedem hervorzu-  
bringen ist. Damit folgt diese Funktion den wesentlichen Annahmen des *Handicap*-Prinzips.

Beide *Display*-Funktionen sind senderbezogen und könnten daher bei Vergrößerung der  
Betrachtung auch in der expressiven Funktion aufgehen, zumal der Sender mit dieser eben-  
falls auf gewisse Fähigkeiten verweisen (vgl. Herrmann 2005:23) und „eigene aktuelle und  
situationsübergreifende (dispositionelle) Merkmale“ ausdrücken kann (ebd.:76). Doch  
während die expressive Funktion für die Personalpronomina „ich“ und „wir“ stehen kann,  
beziehen sich die *Display*-Funktionen nur auf „ich“, da aus Sicht sexueller Selektion das  
Eigeninteresse eines jeden Individuums in den Vordergrund zu stellen ist. Zwar sind auch  
gemeinschaftliche Leistungen im Sinne der *Display*-Funktionen denkbar, doch sollten diese  
eher die Ausnahme darstellen. Hier zeigt sich ein weiterer Unterschied zur expressiven  
Funktion, da diese im Zeigen von Gruppenzugehörigkeit bestehen kann. Die beiden *Display*-  
Funktionen sind damit einerseits verglichen mit der expressiven Funktion eingegrenzter. An-  
dererseits ist insbesondere die sprachliche *Display*-Funktion weiter gefasst als die expressive,  
nämlich dann, wenn die Frage beantwortet wird, in welchen Formen von Sprachproduktion  
sie dominiert. Hier kann prinzipiell jede Form von Sprachproduktion genannt werden, mit der  
sprachlicher Aufwand, Aufsehen und Innovation betrieben wird.

Die sprachliche *Display*-Funktion lässt sich in Anlehnung an diese erste Skizzierung mit  
Hilfe stilistischer Sprachaspekte näher beschreiben, insofern diese Individualität betonen, mit  
Konventionen und Erwartungen spielen und mit der Abweichung von der Norm Aufsehen  
erregen (vgl. Göttert/Jungen 2004:11-3, 21, 25; vgl. auch Ernst 2002:170-1). Dies kann auch  
die Sprachrichtigkeit betreffen, da der Stil von sprachlichen Fehlern negativ beeinflusst wird.  
Dabei ist zwischen Fehler und bloßer Abweichung von der Norm zu unterscheiden (vgl.  
Göttert/Jungen 2004:125-7). Weiterhin kann dies Klarheit und Verständlichkeit einer  
Äußerung betreffen. Zu lange Sätze können hinderlich, aber auch „anregend“ wirken  
(ebd.:128). Ferner können als systemlinguistische Facetten von Stil etwa die Größe des Wort-  
schatzes und besondere Wortwahl sowie Satzlänge, außerdem Variation gezählt werden (vgl.  
Ernst 2002:169). Die Übertragung einer auf Stilistik bedachten Botschaft durch den Sender  
und ihre persuasive Wirkung auf den Empfänger betrifft auch den Bereich der Rhetorik (vgl.  
Bühler 1927:125; Nöth 2000:395; Göttert/Jungen 2004:19; Herrmann 2005:27).

Schließlich soll die sprachliche *Display*-Funktion insbesondere in so genanntem  
„Redeschmuck“ bestehen (Göttert/Jungen 2004:131), der wesentlich den Unterhaltungswert  
betrifft, der mit Sprache erzeugt werden kann (vgl. ebd.:153). Dies betrifft z.B. die  
Verwendung von Metaphern, mit denen auch Witz erzeugt werden kann (vgl. Kannezky

2002:129; Göttert/Jungen 2004:132, 135), außerdem die Verwendung von Ironie (vgl. ebd.:132) oder Wortspielen wie Reim und Alliteration (vgl. ebd.:140). Das Produzieren eines Witzes ist eine komplexe kognitive Leistung und arbeitet mit Mitteln wie Ambiguität und dem Spielen mit Worten (vgl. Strohner 2006:74).

Der stilistische Aspekt des Wortspiels in Form von Reim und Alliteration sowie allgemein das Prinzip der Abweichung lenkt den Blick auf Poesie und die poetische Funktion (vgl. Krah 2006:46), deren Vorherrschaft nach Jakobson (1968:370-1) ebenfalls zu sprachlicher Ambiguität führt, die die Aufmerksamkeit des Empfängers erregt (vgl. auch Nöth 2000:451). Auch hierin lassen sich der starke Ich-Bezug und die Wirkung der sprachlichen *Display*-Funktion erkennen. Insbesondere die formulierten Kriterien der sprachlichen *Display*-Funktion sind bei der poetischen Funktion gegeben. Die richtige Wortwahl etwa ist insbesondere bei Dichtung eine schwierige Aufgabe und daher aufwändig (vgl. Aitchison 1997:257-8). Eine Sprachproduktion, die sich dem sprachlichen Mittel des Reimes bedient, bedeutet immer Beschränkung. Die Zahl der verwendbaren sprachlichen Formen als letztes Wort am Versende ist beim Endreim durch das letzte Wort des dazu gehörenden, voran gegangenen Verses beschränkt. Eine solche Sprachproduktion ist somit ebenfalls zwangsläufig aufwändig, schwer hervorzubringen, damit Aufsehen erregend und fast notgedrungen innovativ. Dichtung kann daher als ein durch den Dichter selbst auferlegtes *Handicap* bezeichnet werden (vgl. Miller 2001:426). Zudem zeigt sich damit die Bedeutung eines großen Wortschatzes an, der durch die selbst auferlegte Beschränkung demonstriert werden kann.

Damit zeigt sich, warum die poetische Funktion als Teil der *Display*-Funktion aufgefasst werden kann. Vor allem ist es daher naheliegend, Sprachkunst als Teil der sprachlichen *Display*-Funktion aufzufassen, wie Literaturproduktion allgemein. Denn auch das Schreiben eines Buches kann als kommunikativer Akt zwischen dem Autor als Sender und seiner Leserschaft als Empfänger aufgefasst werden (vgl. Strohner 2006:26-7, 107), wobei ästhetische Sprachmittel eine große Rolle spielen können. Jakobson (1974:201-2) selbst deutet bei der Beschreibung der Bedeutung der Beckingkurven für künstlerischen Ausdruck – auch sprachbezogenen – die Möglichkeit an, dass ästhetische Sprachmittel für Werbeverhalten und Attraktion zwischen potentiellen Geschlechtspartnern eine Rolle spielt und möglicherweise auch phylogenetisch, d.h. evolutionär erklärt werden können. In diesem Zusammenhang ist auch die kommunikative Dimension von Musik erwähnenswert (vgl. Strohner 2006:108), bei der sich ebenfalls eine Dominanz der ästhetischen Funktion zeigt und die überwiegend ohne Sprache nicht funktioniert (vgl. Nöth 2000:434). Auch Musik kann damit als Teil der sprachlichen *Display*-Funktion aufgefasst werden (vgl. Miller 1999:82-3; Dunbar 2004:271).

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Die sprachliche *Display*-Funktion spiegelt eine der wesentlichen Grundannahmen sexueller Selektion wider, nämlich die Idee der geistigen *Fitness*-Indikatoren. Ein Merkmal im Sinne dieser Funktion ist aufwändig, Aufsehen erregend, innovativ, daher nur schwer hervorzubringen, damit ein *Handicap* und so ein Hinweis auf die Qualität des Senders. Diese Funktion dient der Anziehung eines Partners und sollte entsprechend der Theorie der sexuellen Selektion bei Männern stärker vorkommen. Auf Sprache bezogen betrifft dies folgende Phänomene: Literaturproduktion, insbesondere Poesie und damit auch Musik, außerdem Witz und sonstigen „Redeschmuck“ sowie auch Fehlerlosigkeit.

Die zweite zusätzliche Funktion ist die auf den Empfänger bezogene assertiv-aggressive Funktion. Sprachhandeln mit Hilfe dieser Funktion sollte mit Bezug auf den theoretischen Hintergrund durch den Anblick eines Rivalen ausgelöst werden und darin bestehen, die Interaktion im Sinne eines Wettkampfes für sich zu entscheiden und den Rivalen zum Rückzug zu veranlassen. Sie erscheint somit als eine spezielle Form der appellativen Funktion, da sie ebenfalls am Verhalten des Empfängers deutlich wird.

Diese Funktion soll sich etwa in der Beanspruchung von Redezeit, insbesondere in Form von Unterbrechungen zeigen und auf die Motivation zurückgehen, eine Wettbewerbssituation mit sprachlichen Mitteln für sich zu entscheiden. Auf sozialdeiktischer Ebene könnte dies z.B. auch darin bestehen, die andere Person bewusst nicht zu siezen, obwohl die Begleitumstände und gewisse Konventionen dies eigentlich verlangen würden, oder auf eigene Titel zu verweisen. Der Sender sollte demnach nach asymmetrischer Kommunikation streben, bei der er sich als derjenige präsentiert, der die höhere soziale Stellung innehat, indem er eigene Qualitäten darbietet.

Daher lassen sich *Display*-Funktion und assertiv-aggressive Funktion als miteinander interagierende Teilsysteme des System der sexuellen Selektion verstehen. Die assertiv-aggressive Funktion soll aufgrund dessen als eine aufgefasst werden, die sich wesentlich der beiden *Display*-Funktionen bedient, um durch das Zeigen solcher eigener Qualitäten den Rivalen vorzeitig zum Aufgeben zu bewegen (siehe Abb. 5, S. 52).

Im Folgenden werden die einzelnen Sprachfunktionen aus Sicht der sexuellen Selektion behandelt. Dabei werden Annahmen, die aus Sicht sexueller Selektion naheliegend sind, genannt und mit Blick auf die verschiedenen empirischen Ergebnisse – das schließt die eigenen Studien ein – belegt. Außerdem sollen die beiden vorgeschlagenen Funktionen unter 4.2.2 und 4.2.3 an zwei kulturellen Phänomenen – Minnesang und *Rap* – beschrieben werden, womit

neben einer quantitativen Methodik auch eine eher qualitative eingesetzt wird. Da die eigenen Studien lediglich Durchschnittswerte zu Einschätzungen bzw. Selbsteinschätzungen darstellen, scheint es wichtig, auch die konkreten Sprachphänomene zu betrachten.

#### **4.2.1. Eigene Studien**

Zwei Fragebogenstudien wurden jeweils unter Kasseler Studenten des Lehramts-Kernstudiums durchgeführt, um so ein möglichst breites Spektrum an verschiedenen Hauptfächern zu erfassen. Die erste Studie fand im Frühjahr 2007 mit einer Stichprobe von 125 Personen im Alter zwischen 18 und 34 Jahren (arithmetisches Mittel: 21,9) statt. Das Ziel war, im Sinne eines Vortests einen ersten empirischen Zugang zu einer evolutionär geprägten Sprachauffassung zu erlangen. Die zweite Studie wurde aufgrund der Erkenntnisse der ersten Studie konzipiert. Einige Fragen bzw. Aussagen aus der ersten Studie (so genannte Fragebogen-*Items*) wurden dafür umformuliert (siehe Anhang 1, S. 90-3; Anhang 3, S. 97-100). Diese zweite Studie fand im Herbst 2007 mit einer Stichprobe von 109 Personen im Alter zwischen 18 und 43 Jahren (arithmetisches Mittel: 22,4) statt.

##### **4.2.1.1. Methode**

Ziel dieser eigenen Fragebogenstudien ist es, vorrangig im Kontext von Partnerwahl, die „Einstellungen und Handlungsabsichten“ (Strohner 2006:50) der Befragten repräsentativ zu ermitteln und damit die Zielgerichtetheit eines Senders zu erfassen, wie sie als Teil der pragmatischen Kompetenz aufgefasst werden kann. Die Probanden sollten eine Selbsteinschätzung vornehmen, aber auch das Sprachverhalten anderer bewerten.

Den Befragten wurden dazu Aussagen präsentiert bzw. Fragen gestellt, die mit einer sechsstufigen Skala bewertet bzw. beantwortet werden sollten. Maximale Zustimmung entsprach dabei dem Wert sieben, maximale Ablehnung dem Wert eins mit der Möglichkeit der Abstufung zwischen zwei und sechs. Angegeben werden sollte u.a. das Geschlecht des/der Befragten, um sprachbezogene Geschlechterunterschiede erfassen zu können (siehe Anhang 1, S. 88; Anhang 3, S. 95). Diese wurden mit einem einseitigen t-Test für unabhängige Stichproben ermittelt. Für die Beurteilung der Ergebnisse ist der Begriff der Signifikanz von Bedeutung, der sich auf den Umstand bezieht, den Zufall für einen empirisch ermittelten Ge-

schlechterunterschied mit einer gewissen Irrtumswahrscheinlichkeit ausschließen zu können, die in der Regel bei fünf Prozent liegt ( $p < 0,05$ ) (vgl. Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2004:47). Dadurch wird gleichzeitig eine Aussage darüber getroffen, mit welcher Wahrscheinlichkeit die ermittelten Geschlechterunterschiede nicht nur auf die Stichprobe, sondern auch auf die Grundgesamtheit zutreffen. Damit wird einer Vorgehensweise gefolgt, wie sie in der linguistischen Forschung zu Geschlechterunterschieden vielfach gewählt wird wie etwa in der Studie von Albrecht (2002:142). Der Umgang mit den ermittelten Ergebnissen soll dadurch noch spezifiziert werden, dass zwischen signifikant ( $p < 0,05$ ), hoch signifikant ( $p < 0,01$ ) und höchst signifikant ( $p < 0,001$ ) unterschieden wird. Da jeder Unterschied bei ausreichend großer Stichprobe signifikant wird, soll außerdem der Forderung von Klann-Delius (2005:135) gefolgt werden, zusätzlich die Effektstärke ( $d$ ) zu berücksichtigen, die eine Aussage über die Überlappung der Verteilungen macht und damit die Größe des Geschlechterunterschiedes angibt. Es wird dabei der Konvention gefolgt, einen  $d$ -Wert ab 0,2 als geringen, einen ab 0,5 als moderaten und einen ab 0,8 als starken Effekt zu interpretieren (vgl. Bischof-Köhler 2006:53). Außerdem wurde nach Alter und in der zweiten Studie auch nach der Zahl bisheriger Partner gefragt.

Die Analysen wurden mit SPSS 14 durchgeführt. Neben Mittelwertsunterschieden durch  $t$ -Tests wurden Varianzunterschiede bei Einzel-*Items* mit  $F$ -Tests und Varianzunterschiede in der Gesamtzahl der *Items* mit Chi-Quadrat-Tests ermittelt. Die Effektstärken wurden mit Hilfe der  $t$ -Werte und der Stichprobengrößen der Männer und Frauen errechnet. Zudem wurden einseitige partielle Korrelationen ermittelt, wozu altersbereinigt zwischen der Zahl bisheriger Partner und der Ausprägung der einzelnen *Items* Korrelationen errechnet wurden.

#### **4.2.1.2. Hypothesen**

Die Hypothesen beziehen sich zunächst auf Geschlechterunterschiede im Mittelwert und sind vollständig in den Anhängen 2 (S. 94-5) und 4 (S. 101-2) aufgeführt. Sie lassen bei den Männern in zwei wesentlichen Bereichen einen höheren Mittelwert erwarten als bei den Frauen: einerseits die Neigung zu aufwändigen und Aufsehen erregenden Darbietungen im Sinne der *Display*-Funktion, andererseits die Neigung zu sprachlichem Wettbewerbsverhalten in der Auseinandersetzung mit Mitgliedern des eigenen Geschlechts im Sinne der assertiv-aggressiven Funktion. Indem Hypothesen über Geschlechterunterschiede aufgestellt werden, wird von der *sex-dialect hypothesis* – auch als Genderlekt-Hypothese bezeichnet –

ausgegangen, und zwar insofern, als diese besagt, dass sprachbezogene Geschlechterunterschiede tatsächlich existent sind. Damit wird die *sex stereotype hypothesis* nicht verfolgt, die annimmt, diesbezügliche Geschlechterunterschiede kämen lediglich durch die Wahrnehmung des Geschlechts des Senders zustande (vgl. Thimm/Koch/Schey 2003:531; Weatherall/Gallois 2003:490).

Da der theoretische Hintergrund außerdem erwarten lässt, dass Männer im Kontext von Sprache in ihren Ansichten und Handlungszielen stärker streuen, d.h. eine weniger homogene Gruppe darstellen, sollen zudem Varianzunterschiede untersucht werden. Die Hypothese lautet, dass Männer in ihrem Antwortverhalten eine höhere Varianz zeigen als Frauen. Hier gelten die gleichen Signifikanzgrenzen.

Aufgrund der unter 2.2 beschriebenen quantitativen Strategie, auf die aus linguistischer Sicht etwa Klann-Delius (2005:168) hinweist, lässt sich schließlich die Hypothese formulieren, dass sich bei den Männern positive Korrelationen zwischen der Zahl bisheriger Partner und der Ausprägung einzelner *Items* zeigen sollte. Es sind dies die *Items*, bei denen ein höherer männlicher Mittelwert zu erwarten ist (siehe Anhang 4, S. 101). In der ersten Studie wurden zudem einige Annahmen natürlicher Selektion überprüft (siehe Anhang 1, S. 94).

#### **4.2.1.3. Ergebnisse**

In der ersten Studie können sechs Hypothesen zu Geschlechterunterschieden im Mittelwert bestätigt werden, in der zweiten acht. In beiden Studien konnte jeweils nur eine Hypothese bezüglich eines höheren Mittelwerts der Frauen belegt werden, so dass vor allem das männliche *Display*-Verhalten belegt werden kann (siehe auch Anhang 2, S. 92 und Anhang 4, S. 99 jeweils unter „Gesamt“), weniger jedoch die Reaktion auf dieses Verhalten.

Als robuste Befunde – da in beiden Studien untersucht und bestätigt – können folgende Geschlechterunterschiede genannt werden:

Männern fällt es leichter vor Publikum zu sprechen; Frauen legen größeren Wert auf einen sprachbegabten Partner als Männer (siehe Anhang 2, S. 94; Anhang 4, S. 101).

Folgende Aspekte wurden nur in der zweiten Studie untersucht und konnten dort bestätigt werden:

Frauen lesen schönggeistige Bücher deutlich lieber als Männer; diese neigen eher dazu, Bücher schreiben zu wollen; Männer streben stärker als Frauen danach, bei Interesse an



einer Person ihr Sprachverhalten zum Positiven zu verändern; Männer neigen stärker als Frauen dazu, potentielle Partner anzusprechen; Männer akzeptieren eher, wenn ihr Partner sprachbegabter ist; Männer, die einen Konflikt mit einem anderen Mann haben, streben stärker danach, diesen Konflikt mit sprachlichen Mitteln für sich zu entscheiden, als Frauen, die einen Konflikt mit einer anderen Frau haben (siehe Anhang 4, S. 101).

In beiden Studien untersucht, jedoch nur in einer von beiden bestätigt, wurden folgende Aspekte, so dass hier nur von Tendenzen gesprochen werden kann:

Männer neigen stärker zu eindrucksvoller Wortwahl; sie ärgern sich stärker darüber, wenn ihnen gegenüber einem potentiellen Partner nicht die richtigen Worte einfallen; Frauen neigen stärker zu Klatsch, um Informationen über potentielle Partner zu erlangen (siehe Anhang 2, S. 94).

Außerdem zeigen sich bei folgenden Aspekten zwar keine signifikanten Geschlechterunterschiede, jedoch in mindestens einer der beiden Studien eine wenigstens geringe Effektstärke, so dass sich auch hier Tendenzen abzeichnen:

In der Selbstwahrnehmung reden Männer in Unterhaltungen mehr über sich als über andere; Männer versuchen in Gegenwart eines potentiellen Partners stärker als Frauen, stilistisch gut zu sprechen und rhetorisch begabt zu wirken (siehe Anhang 2, S.; Anhang 4, S.).

Die Hypothese zur stärkeren Streuung der Männer kann bestätigt werden, wie eine Betrachtung der Gesamtzahl der *Items* beider Studien zeigt. In der ersten Studie zeigt das männliche Geschlecht bei 15 von 25 *Items* (60 Prozent) die numerisch höhere Varianz. Bei den *Items*, die sich nur auf die sexuelle Selektion beziehen, ergibt sich ein Verhältnis von 13 zu 21 (62 Prozent). Beide Geschlechterunterschiede (60 zu 40 und 62 zu 38) sind signifikant. Zwei Einzel-*Items* der Männer sind signifikant, keines der Frauen (siehe Anhang 2, S. 95-6). In der zweiten Studie zeigt das männliche Geschlecht bei 22 von 30 *Items* (73 Prozent) die numerisch höhere Varianz. Auch dieser Unterschied ist signifikant. Hier zeigen allerdings Männer und Frauen jeweils bei einem Einzel-*Item* die signifikant höhere Varianz (siehe Anhang 4, S. 102-3).

Bei den Männern zeigen sich insgesamt mehr und stärkere Korrelationen zwischen einzelnen *Items* und der Zahl bisheriger Partner als bei den Frauen, was den Erwartungen entspricht. Diesem Aspekt gilt in dieser Arbeit jedoch nicht das Hauptaugenmerk. Die gesamten Ergebnisse können den Anhängen 2 und 4 (S. 94-6, 101-4) entnommen werden.

#### 4.2.1.4. Diskussion

Die männliche Neigung zu *Display*-Verhalten kann in den eigenen Studien umfassend ermittelt werden, die weibliche Neigung, auf solche *Displays* positiv zu reagieren, jedoch überwiegend nicht. Hier lässt sich als direkter Beleg lediglich anführen, dass Frauen auf die Sprachbegabung eines Partners einen größeren Wert legen als Männer, wie das jeweils letzte *Item* beider Studien („Stelle dir vor...“) zeigt (siehe Anhang 2, S. 92; Anhang 4, S. 99).

Dass hier nur ein direkter Beleg vorliegt, kann einerseits an der Vielzahl und der Breite weiblicher Präferenzen liegen, die mit einem Fragebogen, der einen potentiellen Partner auf nur eine Eigenschaft reduziert (z.B. Schriftsteller zu sein), nicht erfasst werden können. Dies wird dadurch gestützt, dass die Hypothese zum jeweils letzten *Item* beider Studien, bei dem ein Partner bewusst nicht auf eine Eigenschaft reduziert wird, in beiden Studien belegt werden kann (siehe Anhang 2, S. 92; Anhang 4, S. 99). Beim *Item*:

Eine Person, die Schriftsteller ist, ist ein interessanter potentieller Partner für mich (siehe Anhang 3, S. 96).

in der zweiten Studie notierte eine weibliche Probandin: „die Frage ist kann er davon gut leben“ auf dem Fragebogen. Eine herausragende sprachbezogene Eigenschaft genügt demnach noch nicht, auch die zahlreichen übrigen weiblichen Partnerwahlkriterien sind weiterhin vorhanden (siehe S. 18). Zudem können hier kulturelle Effekte wirksam sein, die modifizierend das Antwortverhalten insbesondere der Frauen beeinflussen (vgl. Eibl 2004:81).

Im Folgenden soll die Präsentation und Diskussion der eigenen Studien vertiefend weitergeführt werden, wenn mit Bezug auf die Ergebnisse anderer Studien und in weiterer Auseinandersetzung mit dem theoretischen Hintergrund, das meint im Folgenden die Theorie der sexuellen Selektion, die einzelnen Facetten des Kommunikationsmodells der sexuellen Selektion behandelt werden. Dabei wird auch auf Literatur zurückgegriffen, die menschliche Partnerwahl aus ausdrücklich evolutionärer Perspektive behandelt.

#### 4.2.2. *Display*-Funktion

Mit dem Behandeln der *Display*-Funktion, deren Dominanz durch Fettdruck in Abbildung 4 (S.) angezeigt wird, gilt die Diskussion nun der eigentlichen Partnerwahl, d.h. der letztlich sexuell ausgerichteten Anziehung von Sender und Empfänger. Aufgrund dieser Anziehung

kann vom weitgehenden Fehlen der assertiv-aggressiven Funktion ausgegangen werden, im Modell angezeigt durch Klammersetzung. In Anlehnung an 2.2 wird diese Anziehung als eine zwischen einem Mann und einer Frau aufgefasst, da die Theorie der sexuellen Selektion keine Aussage zu sonstigen Formen von Partnerwahl machen kann. Partnerwahl kann allerdings auch zwischen zwei Männern oder zwischen zwei Frauen stattfinden. Diese Formen von Partnerwahl können mit Blick auf den theoretischen Hintergrund allerdings nicht angemessen behandelt werden. Die Möglichkeit ist damit nicht ausgeschlossen, dass die beschriebenen Grundprinzipien bei allen Formen menschlicher Partnerwahl eine wesentliche Rolle spielen.

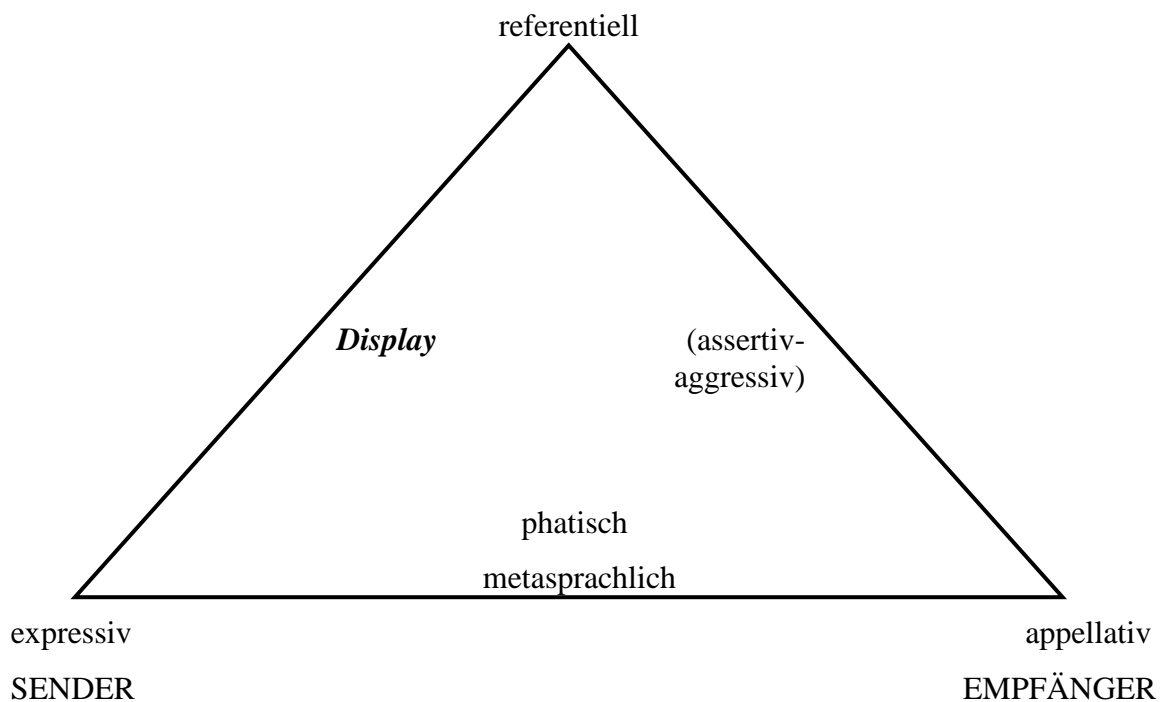


Abb. 4: Das Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion mit Dominanz der *Display*-Funktion

Bevor die *Display*-Funktion behandelt wird, sollen einige grundlegende kommunikative Aspekte von Partnerwahl behandelt werden.

Von Kommunikation abgesehen, die erzwungen stattfindet, wählen Menschen ihre Kommunikationspartner selbst, und zwar aufgrund der Attraktion, die diese auf sie ausüben. Dies kann durch physische Attraktion geschehen (vgl. Sager 1988:52), insbesondere bei der Partnerwahl (vgl. Grammer 1993:17). Wie wichtig dieser Aspekt ist, zeigt die Bedeutung von Erotik in der Werbung, die dort einen Teil der persuasiven Wirkung einer Werbebotschaft ausmacht und insbesondere auf Männer wirkt (vgl. Strohner 2006:98). Der theoretische

Hintergrund lässt annehmen, dass die physische Attraktivität einer Frau eine größere Rolle spielt als die eines Mannes. So kann dementsprechend festgestellt werden, dass Frauen – Männer in der Regel jedoch nicht oder nur in begrenztem Ausmaß – zu Kosmetik als nonverbalem Kommunikationsmittel greifen, um ihre physische Attraktivität zu erhöhen (vgl. Bayer 1994:50). Eine ähnliche beeinflussende Funktion kann den Aspekten Frisur, Haarfarbe und Kleidung zugesprochen werden (vgl. Grammer 1993:217-21); für Männer ist insbesondere Kleidung als Status beeinflussendes Kommunikationsmittel ebenfalls von Bedeutung (vgl. ebd.:224). Diese nonverbalen Kommunikationsmittel sind demnach vor allem im Sinne der expressiven Funktion relevant, wirken damit jedoch auch im appellativen Sinne, da potentielle Partner auf diese Weise angezogen werden können. Verschiedene Formen der Körperdekoration sind dabei keineswegs Erscheinungen unserer modernen Welt, sondern bereits für die frühe Steinzeit nachweisbar (vgl. ebd.:210). Für Grammer (1993:230) hat Mode ihren Ursprung letztlich in der sexuellen Selektion. Hier kann von den kulturellen Substituten die Rede sein, die Sager (1995:37) anspricht.

Äußere Erscheinung, aufgefasst als Mittel nonverbaler Kommunikation, ist auch bedeutend im Sinne der phatischen Funktion, denn der erste Schritt in der Partnerwahl, d.h. bezüglich der ersten Anziehung, sollte darin bestehen, Kontakt herzustellen. Dies kann etwa mit Blickkommunikation geschehen, um Interesse zu signalisieren. Kommunikation kann auf diese Weise jedoch auch abgebrochen werden (vgl. Nöth 2000:311). Dies, auch in Kombination mit Lächeln, ist ein insbesondere von Frauen angewandtes Kommunikationsmittel, das einen Appell an einen interessanten Mann darstellt, sich zur Frau zu gesellen (vgl. Grammer 1993:265, 280, 311). Hier nimmt demnach die Frau eher die Senderrolle ein. Außerdem zeigt sich damit, dass das weibliche Geschlecht das aktiv wählende ist (vgl. ebd.:285).

Körpersprache ist allgemein geeignet, im Sinne erster Kontaktaufnahme eine positive Wirkung zu erzielen, da so der Status oder die Dominanz des Senders, später auch beispielsweise Zuneigung demonstriert werden kann (vgl. Nöth 2000:297). Untersuchungen zeigen, dass Männer, die nonverbal demonstrieren, dass sie über soziale Dominanz verfügen, als attraktiv angesehen werden (vgl. Grammer 1993:118; vgl. auch Buss 1994:34, 125-7). Es kann angenommen werden, dass insbesondere bei der Partnerwahl subtile Signale, die für sich sprechen, etwa physische Qualitäten im Sinne der *Display*-Funktion, naheliegende Mittel sein sollten, diese Partnerwahl zu erreichen. Der Kommunikationskanal ist bei diesen Beispielen ein visueller, der etwa auch bei mimischen Kommunikationsaspekten vorliegt, denen bei der Partnerwahl ebenfalls eine große Rolle zukommt (vgl. Grammer 1993:307-8). Weitere für die

Partnerwahl wichtige Kanäle sind der taktile bzw. haptische, der in der Berührung des Gegenübers besteht, und der olfaktorische. Insbesondere dieser auf den Geruchssinn ausgerichtete Kanal ist für menschliche Partnerwahl von großer Bedeutung (vgl. ebd.:407; Buss 1994:73-4, 244-8). Es ist anzunehmen, dass diese Kanäle auch dann noch von großer Bedeutung sind, wenn die Kommunikation überwiegend durch einen akustischen Kanal stattfindet.

Bei Kommunikation mit Hilfe eines visuellen Kanals, etwa wenn der Sender eine aufwändige Darbietung im Sinne der *Display*-Funktion betreibt, z.B. durch Präsentieren der eigenen physischen Attraktivität, handelt es sich bei dem verwendeten Zeichen um ein Index im Peirce'schen Sinne (vgl. Peirce 1983:65; siehe auch S. 23). Denn hier kann von einer kausalen Beziehung zwischen dem Zeichen, hier physische Attraktivität, und dem Bezeichneten, hier den Qualitäten des Senders, seiner so genannten *Fitness*, die Rede sein. Die physische Attraktivität ist ein Hinweis auf Qualitäten wie etwa Jugendlichkeit und auch Fruchtbarkeit. Der unter 2.2 eingeführte Begriff des *Fitness*-Indikators erscheint daher als passend. Diese Qualitäten können im Sinne der referentiellen Funktion Gegenstand von sprachlicher Kommunikation während der Partnerwahl werden, so dass dann nicht mehr Zeichen im Sinne von Indizes, sondern Symbole, arbiträre sprachliche Zeichen, im Mittelpunkt stehen. Es zeigt sich, dass physische Eigenschaften von großer Bedeutung für die Partnerwahl sind, insbesondere in der Anfangsphase, diese werden „in der Regel jedoch nicht mit Worten beschrieben“ (Grammer 1993:17). Der Grund dafür mag in der Kausalität der Beziehung liegen, die zwischen der Attraktivität einer Person als Zeichen und dem, worauf es hinweist, besteht. Diese kausale Beziehung ist durch verbale Kommunikation offenbar nicht ohne weiteres wesentlich beeinflussbar.

Sprache spielt dennoch eine sehr bedeutende Rolle bei der Partnerwahl. Unmittelbar zu Beginn der verbalen Interaktion, d.h. zur Gesprächseröffnung, zeigt sich die Bedeutung der phatischen Funktion. Es kann angenommen werden, dass ein Mann im Durchschnitt stärker als eine Frau die Intention verfolgt, eine Kommunikationssituation mit sprachlichen Mitteln herzustellen. In der zweiten Studie sollte daher folgende Aussage bewertet werden:

Wenn es darum geht, auf einen interessanten potentiellen Partner zuzugehen und ihn anzusprechen, neige ich dazu, den ersten Schritt zu machen (siehe Anhang 3, S. 98).

Die Hypothese kann signifikant bestätigt werden (siehe Anhang 4, S. 101). Eine stark ritualisierte und banal wirkende Begrüßungsformel wie „Hallo, mein Name ist ... . Wie heißt du?“ scheint die Erfolg versprechendste zu sein, obwohl der Erfolg verschiedener Formen der Gesprächseröffnung auch davon abhängt, wo das Gespräch stattfindet. Interessanterweise haben

humorvolle Äußerungen zur Gesprächseröffnung eher eine negative Wirkung (vgl. Grammer 1993:304-5).

Auch die Wahl der ersten Worte sollte von Bedeutung sein, insbesondere da anzunehmen ist, dass Frauen weniger geneigt sein sollten, sich ohne weiteres auf ein Gespräch mit einem Mann einzulassen (vgl. ebd.:298, 301). Um dies zu untersuchen, sollte in der zweiten Studie folgende Aussage bewertet werden:

Wenn ich Interesse an einer Person habe, ändert sich mein Sprachverhalten zum Positiven (siehe Anhang 3, S. 98).

Auch dieser Aspekt sollte für die Herstellung von Kommunikation von Bedeutung sein. Die Männer zeigen einen signifikant höheren Mittelwert. Die Hypothese kann damit bestätigt werden (siehe Anhang 4, S. 101). In der ersten Studie wurde außerdem folgende Aussage bewertet:

Wenn ich einer Person vom anderen Geschlecht gegenüberstehe, die ich aufgrund ihrer allgemeinen Attraktivität als potentiellen Geschlechtspartner betrachte, würde ich mich ärgern, würde ich im entscheidenden Moment nicht die richtigen Worte finden (siehe Anhang 1, S. 91).

Auch hier sollten Männer einen höheren Mittelwert zeigen. Dies kann signifikant bestätigt werden (siehe Anhang 2, S. 94). In der zweiten Studie kann dieses Ergebnis, mit geringfügig veränderter Formulierung, jedoch nicht repliziert werden (siehe Anhang 3, S. 99; Anhang 4, S. 101). Dort zeigt sich bei diesem *Item* jedoch eine signifikante positive Korrelation bei den Männern zur Zahl bisheriger Partner. Es kann damit insgesamt betrachtet festgestellt werden, dass die Wortwahl und das Sprachverhalten allgemein die Partnerwahl, insbesondere in der Phase der Kontaktaufnahme, deutlich beeinflusst.

Wenn Kontakt hergestellt ist, liegt eine wesentliche Bedeutung der Sprache darin, dass die Kommunikationspartner Informationen über ihr Gegenüber erhalten. Hier kommen verschiedene Aspekte in Frage, die als Information relevant und im Sinne der referentiellen Funktion Kommunikationsinhalt sein können, wie Intelligenz (vgl. Grammer 1993:17; Miller 2001:125-6). Solche Eigenschaften können im Gegensatz zu physischer Attraktivität erst im Laufe der Interaktion erschlossen werden. Dabei sollten beiden Seiten gleichermaßen daran interessiert sein, die für sie relevanten Informationen zu erhalten. So weist Klann-Delius (2005:78) darauf hin, dass Männer „bei einem ersten »Date« mit einer ihnen noch unbekanntem Frau ebenso viel persönliche Informationen geben wie die Partnerin“.

Weitere Informationen, an denen mit Blick auf den theoretischen Hintergrund besonders eine Frau interessiert sein sollte, betreffen den Status des Partners, entweder in Form von be-

reits vorhandenem sozioökonomischem Status oder in Form von prospektivem Status, wie er z.B. durch akademische Titel angezeigt wird. Dabei wird der Status einer Person offenbar durch das eigene Sprachverhalten mit konstruiert (vgl. Sager 1995:188; Steinig 2007:45-9). Dafür soll als Beispielsatz der folgende betrachtet werden, der in geringfügig anderer Form in einem zufällig bemerkten Gespräch zwischen einem jungen Mann und einer jungen Frau geäußert wurde:

Ich bin froh, dass meine Diplomarbeit so gut läuft, denn ich sehe keinen Grund, warum meine Promotion nicht genauso gut werden sollte.

Hier wird im Sinne der referentiellen Funktion auf einen Sachverhalt verwiesen: das Verfassen einer Diplomarbeit. Bedeutender ist der Satz aus der Perspektive der Ausdrucksfunktion: Der Sender drückt seine Freude über einen eigenen Erfolg aus. Er trifft auch wichtige Aussagen über sich, etwa über seine Gruppenzugehörigkeit: Er ist in einem geistig anspruchsvollen Bereich tätig und hat gute Aussichten, seinen Status in Zukunft noch zu erhöhen, indem er von der Gruppe der erfolgreichen Studenten in die der erfolgreichen Doktoranden aufsteigt. In diesem Satz ist nun auch ein impliziter Appell zu erkennen: Der Sender könnte beabsichtigen, mit Aussagen dieser Art als Partner erwählt zu werden, denn auch die soziale Stellung eines Menschen, etwa ausgedrückt durch einen akademischen Titel, entscheidet mit darüber, ob Interaktion zustande kommt oder, wie bei diesem Beispiel, in Form von Partnerwahl fortgesetzt werden soll (vgl. Sager 1988:52; Sager 1995:43). Damit zeigt sich bei diesem Beispiel ebenfalls die phatische Funktion. Der Verweis auf eigene Erfolge kann auch der Erhöhung der eigenen Glaubwürdigkeit dienen. Es ist zudem anzunehmen, dass der Sender diesen Satz äußert, da er erwartet, dass der damit übermittelte Inhalt vom Empfänger positiv bewertet wird. Anzunehmen ist zudem, dass der selbstwahrgenommene Partnerwert des Senders mitbestimmt, wie implizit ein Appell erfolgt: Je höher der eigene Partnerwert eingeschätzt wird, desto eher sollte die Neigung zu expliziten Appellen bestehen (vgl. Grammer 1993:74).

Der Beispielsatz kann auch im Sinne der *Display*-Funktion verstanden werden: Der Sender präsentiert eine aufwändige, schwer hervorzubringende Leistung und sich damit auch als attraktiven potentiellen Partner. Aufgrund des starken Ich-Bezugs der *Display*-Funktion kann vermutet werden, dass Männer dazu neigen, vor allem über sich selbst sprechen. Grammer (1993:334-5) weist auf folgenden, personaldeiktisch relevanten Zusammenhang hin: „Je höher das Interesse des Mannes und die Attraktivität der Frau, um so häufiger benutzt der Mann das Personalpronomen »ICH«“. Der Beispielsatz etwa enthält zweimal das Personalpronomen „ich“, außerdem zweimal das Possessivpronomen „meine“. Auch wenn

der Beispielsatz keine Repräsentativität beanspruchen kann, ist er dennoch geeignet zu zeigen, wie bei der Partnerwahl das eigene Selbst für die Männer in den Vordergrund rückt und auch semantisch greifbar wird, denn insgesamt betrachtet sind es eher die Frauen, die das Personalpronomen „ich“ häufiger verwenden, allerdings auch das Personalpronomen „wir“ (vgl. Klann-Delius 2005:49).

Um diesen Ich-Bezug der männlichen Partnerwahl näher zu untersuchen, sollte in beiden Studien folgende Aussage bewertet werden:

In Unterhaltungen rede ich mehr über mich als über andere (siehe Anhang 1, S. 90; Anhang 3, S. 97).

Hier kann ein höherer männlicher Mittelwert erwartet werden, worauf etwa Dunbar (1996:175-7) hinweist und was in beiden Studien auch der Fall ist. Die Unterschiede sind jedoch nicht signifikant und mit Effektstärken von 0,22 (siehe Anhang 2, S. 94) bzw. 0,06 (siehe Anhang 4, S. 101) insgesamt gering, so dass diese Hypothese nicht belegt werden kann, wengleich sich eine Tendenz in die erwartete Richtung zeigt.

Es kann ebenfalls angenommen werden, dass Männer stärker dazu neigen sollten, mehr Redezeit als Frauen zu beanspruchen, insbesondere in Gegenwart potentieller Partner, um sich im Sinne der *Display*-Funktion präsentieren zu können. Längere Redezeit von Männern ist in einigen Studien ermittelt worden, obwohl die Befunde nicht eindeutig sind und auch von der Gruppenzusammensetzung abhängen (vgl. Klann-Delius 2005:58-61).

Der theoretische Hintergrund, hier die quantitative Strategie des Mannes, führt außerdem zu der Hypothese, dass Männer im Durchschnitt geneigt sein sollten, nach asymmetrischer Kommunikation zu streben, bei der ihnen in der Rolle des Senders mehrere potentielle Partner als Empfänger gegenüber stehen. Das betrifft etwa das Halten von Vorträgen (vgl. Miller 2001:423-4). Daher sollte folgende Aussage bewertet werden:

Mir fällt es vergleichsweise leicht, vor Publikum zu sprechen (siehe Anhang 1, S. 91; Anhang 3, S. 98).

In beiden Studien zeigen die Männer den höheren Mittelwert, in der ersten Studie höchst signifikant, in der zweiten signifikant und insgesamt mit knapp moderaten Effektstärken (siehe Anhang 2, S. 94; Anhang 4, S. 101). Hier liegt somit ein robuster Befund vor. Zwischen diesem *Item* und der Zahl bisheriger Partner zeigt sich bei den Männern zudem eine kleine Korrelation (siehe Anhang 4, S. 103). Männer streben demnach in mehrerer Hinsicht nach der Möglichkeit, sich im Sinne der *Display*-Funktion zu präsentieren. Das wird dadurch gestützt, dass „Männer insbesondere in größeren Gruppen häufiger mehr Redezeit“ beanspruchen (Klann-Delius 2005:60). Nach Dunbar (1996:194-5) nehmen sich Frauen umso



mehr zurück, je größer die Gruppe ist, um sich darauf zu konzentrieren, die Leistungen der Männer zu beurteilen.

Dazu passt, dass der theoretische Hintergrund erwarten lässt, dass Frauen einen potentiellen Partner, der viel von sich erzählt, positiver bewerten sollten als Männer, da sie auf diese Weise zahlreiche statusrelevante Informationen erhalten können. Dazu sollte in der ersten Studie folgende Aussage bewertet werden:

Eine Person, die überdurchschnittlich viel über sich erzählt, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner (siehe Anhang 1, S. 91).

Die Hypothese kann nicht bestätigt werden, auch nicht in der zweiten Studie, wo sich eine geringfügig andere Formulierung findet (siehe Anhang 2, S. 95; Anhang 3, S. 99; Anhang 4, S. 102). Das liegt möglicherweise daran, dass Frauen hinter einem solchen Verhalten eine starke Beeinflussungsabsicht und auch Unehrlichkeit vermuten: Während ein Pfauenhahn nur über das nicht zu fälschende physiologische *Fitness*-Signal seines Gefieders verfügt, ist der Mensch aufgrund seiner Sprache im Gegensatz zu anderen Spezies in der Lage, bei der Partnerwahl über sich und seine Stärken zu lügen (vgl. Aitchison 1996:21; Miller 2001:392). Dies betrifft jedoch, wie gezeigt, vor allem geistige und weniger physische Eigenschaften, die eher für sich sprechen.

Eine Person, die den o.g. Beispielsatz über die eigene Diplomarbeit äußert (siehe S. 44), kann sich damit zwar einerseits als begehrenswerter Partner präsentieren, kann jedoch auch Gefahr laufen, als Angeber zu wirken, nämlich dann, wenn die Beeinflussungsabsicht durch den Empfänger erkannt wird. Ausdrücke wie Großmaul oder Prahlhans – dem Verb *pralen* kann hier die Bedeutung „viel sprechen“ zugewiesen werden (vgl. Sager 1995:88-9) – verweisen auf die Möglichkeit, Sprache zu nutzen, um sich besser als andere darzustellen oder besser, als man tatsächlich ist. „Jemand, der sich in einer solchen Weise als dominant oder superior darstellt, wird in der Regel sozial negativ bewertet“ (ebd.:88). In der ersten Studie zeigte sich dies im Kontext von Partnerwahl. Dort wurde folgende Aussage bewertet:

Eine Person, die viel redet und von dem du annimmst, sie rede nur deshalb so viel, um zu zeigen, was sie ist, was sie kann und was sie hat, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner (siehe Anhang 1, S. 92).

Die Befragten drücken starke Ablehnung aus, die Männer mit einem Wert von 1,83; die Frauen noch stärker mit einem Wert von 1,74 (siehe Anhang 2, S. 95). Ein *Display* muss eine hohe Aussagekraft über die Qualitäten einer Person haben, es muss jedoch subtil vermittelt werden und glaubwürdig wirken (vgl. Grammer 1993:331, 339).

Im Folgenden soll die sprachliche *Display*-Funktion im Sinne einer sprachlichen Darbietung behandelt werden, die aufwändig, Aufsehen erregend und innovativ ist. Sprache wird hier nicht genutzt, um auf eigene Qualitäten hinzuweisen, sondern stellt selbst eine Qualität dar, und zwar im Sinne eines *Fitness*-Indikators. Die Sprache einer Person wird aus dieser Perspektive demnach selbst zum Index. Die *Display*-Funktion sollte, wie bei der allgemeinen *Display*-Funktion auch, entsprechend des theoretischen Hintergrunds bei Männern stärker der Fall sein (vgl. Bayer 1994:50). Bereits Jespersen (2003:225, 231-2) weist darauf hin, dass sprachliche Neuerungen eher auf Männer zurückgehen. Ob dies tatsächlich der Fall ist, kann hier nicht endgültig entschieden werden. Allerdings sehen sich Männer offenbar selbst eher in der Rolle der sprachlichen Innovatoren, so in der ersten Studie, wo folgende Aussage bewertet wurde, um diesen Umstand im Kontext von Partnerwahl zu untersuchen:

In Gegenwart eines potentiellen Geschlechtspartners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter (siehe Anhang 1, S. 91).

Die Hypothese kann hoch signifikant und mit einer knapp moderaten Effektstärke bestätigt werden (siehe Anhang 2, S. 94). In der zweiten Studie kann dieser Befund jedoch nicht repliziert werden (siehe Anhang 3, S. 98; Anhang 4, S. 101). Dort wurde außerdem folgende Aussage bewertet:

In Gegenwart eines potentiellen Partners versuche ich, stilistisch gut zu sprechen und rhetorisch begabt zu wirken (siehe Anhang 3, S. 98).

Die Männer zeigen den höheren Mittelwert. Der Unterschied ist jedoch nicht signifikant, zeigt aber wenigstens eine geringe Effektstärke von 0,23 (siehe Anhang 4, S. 101). Somit deutet sich die männliche Motivation zu sprachlicher Innovation zumindest an.

Auch das Erzählen von Witzen sollte als Aspekt der sprachlichen *Display*-Funktion bei Männern häufiger vorkommen. Dies ist der Fall: Männer erzählen mehr Witze als Frauen, erzeugen mehr Lachen bei den Zuhörern und nutzen dies zur Selbstdarstellung (vgl. Wildgen 2004:34; Klann-Delius 2005:82-4). Dazu passt, dass Frauen mit Lachen eher auf männliches als auf weibliches Verhalten reagieren (vgl. Dunbar 1996:182-3).

Insgesamt zeigt sich, dass die Männer stärker als Frauen nach sprachlicher Selbstdarstellung streben, die sprachliche *Display*-Funktion demnach stärker vorhanden ist. Dies ist durch den theoretischen Hintergrund auch zu erwarten, außerdem, dass Frauen stärker auf die sprachlichen Fähigkeiten eines potentiellen Partners achten sollten als Männer. In der zweiten Studie wurde daher folgende Frage gestellt:

Stelle dir vor, du triffst einen Menschen, den du bereits auf den ersten Blick als Traumpartner bezeichnen würdest, so dass du, wenn du dessen Attraktivität beurteilen

müsstest, die Wertung „hoch“ vergeben würdest. Während der ersten Unterhaltung merkst du jedoch, dass dein Gegenüber sich schlecht artikulieren kann, permanent auf der Suche nach den richtigen Worten ist und zahlreiche sprachliche Fehler wie das Verwechseln von Wörtern begeht, also sprachlich unbegabt ist. Wie hoch bewertest du nun die Attraktivität dieses Menschen? (siehe Anhang 3, S. 98).

Die Hypothese über einen höheren männlichen Mittelwert kann hoch signifikant und mit einer moderaten Effektstärke von 0,54 belegt werden. Auch in der ersten Studie zeigt sich bei geringfügig anderer Formulierung ein signifikant höherer männlicher Mittelwert (siehe Anhang 2, S. 94; Anhang 3, S. 100; Anhang 4, S. 101).

Wie gezeigt wurde, streuen Phänomene, die im Kontext sexueller Selektion relevant sind, beim männlichen Geschlecht stärker. Für die Sprache ist dies bezüglich aller Kompetenzebenen belegbar. Was dies für die Interaktion dieser Ebenen bedeutet, soll kurz anhand des folgenden *Items* behandelt werden:

In Gegenwart eines potentiellen Geschlechtspartners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter (siehe Anhang 1, S. 91).

Eine einzelsprachliche Kompetenz – das schließt bis zu einem gewissen Grad angeborene Kompetenz ein –, die hoch ist, also im oberen Bereich liegt, ermöglicht eine eindrucksvolle Performanz, jedoch nur, wenn die pragmatische Kompetenz vorhanden ist, die einzelsprachliche Kompetenz in diesem Sinne gebrauchen zu wollen. Andernfalls wäre die hohe einzelsprachliche Kompetenz zwar vorhanden, aber niemand würde sie bemerken. Einzelsprachliche Kompetenz im unteren Bereich würde andererseits bei hoher pragmatischer Kompetenz, eindrucksvolle Performanz zeigen zu wollen, zu offensichtlich defizitärer Performanz führen, z.B. in Form von Malapropismen. Für die Interaktion der unterschiedlichen Kompetenzsysteme bedeutet dies folgendes: Wenn einzelsprachliche und angeborene Kompetenz, die zu eindrucksvoller Performanz benötigt werden, bei Männern stärker streuen, dann sollte die dazu gehörige pragmatische Kompetenz ebenfalls stärker streuen. Dies kann für das genannte *Item* in der ersten Studie bestätigt werden. Die Männer zeigen eine signifikant höhere Varianz. Auch in der zweiten Studie zeigen die Männer bei diesem *Item* die höhere Varianz, dieser Unterschied ist dort allerdings nicht mehr signifikant, was jedoch ein Effekt der geringeren Stichprobengröße sein kann. Das lässt annehmen, dass schließlich die männliche Performanz stärker streut. Nach Jespersen (2003:238) ist das der Fall. Er liefert jedoch keine umfassenden Belege für seine Annahme. Die männliche Literaturproduktion, von der im Folgenden die Rede sein wird, ist möglicherweise ein Beleg.

Literaturproduktion kann als weiteres Beispiel für die sprachliche *Display*-Funktion behandelt werden, insbesondere bei Verwendung ästhetischer Sprachmittel. Hier ist wiederum eher der Mann in der Senderrolle zu sehen. Jespersen (2003:232) etwa weist auf die deutlich stärkere Neigung von Männern zu Sprachproduktion mit Endreim und Alliteration hin. Eine solche Sprachproduktion soll am Beispiel des Minnesangs beschrieben werden.

Im Sinne der referentiellen Funktion wird im mittelhochdeutschen Minnesang nach Schweikle (1995:77, 169, 217) die Beziehung von Mann und Frau behandelt, die teils auch als erotische und direkt als sexuelle und damit als fortpflanzungsrelevante aufgefasst werden kann.

Bereits bei den Liedern der französischen Troubadours – Vorbild des ritterlichen Minnesangs – stehen kunstvolle sprachliche Vielfalt etwa in Form von Reimen und dem Erfinden von Stilfiguren und die Demonstration rhetorischer Fähigkeiten im Mittelpunkt. Die ritterliche Liebeslyrik übernahm diese Kunst der Troubadours für ihren Minnesang, mit dem sie einer Frau huldigten und ein Werbeverhalten zeigten oder einfach unterhielten (vgl. Martini 1984:62-5; Schweikle 1995:169, 206-10). Minnesang weist damit zahlreiche Elemente auf, wie sie für die sprachliche *Display*-Funktion als Kriterien definiert wurden wie die Verwendung von Alliterationen, Endreimen, Ironie und Metaphern (vgl. ebd.:159, 206, 208-10).

Einige der Gattungen sind das Minne- oder Werbelied oder die Minneklage. Die lyrischen Ichs sind bei diesen Gattungen männlich (vgl. ebd.:121). Das gilt auch für das Geschlecht der Dichter des Minnesangs: „Dichterinnen sind im mhd. Minnesang nicht nachweisbar“ (ebd.:104), im Provenzalischen allerdings schon. Damit ist der mittelhochdeutsche Minnesang als „Formkunst“ (ebd.:217) wie auch aufgrund des behandelten Gegenstandes insgesamt ein sehr gutes Beispiel für Kommunikation im Sinne der *Display*-Funktion.

Nicht nur die Dichter des Minnesangs waren überwiegend männlich; insgesamt lässt sich feststellen, dass Schriftsteller meistens männlich sind (vgl. Miller 1999:82; 2001:423). Damit deutet sich an, dass Männer auch auf Performanzebene eine heterogenere Gruppe darstellen als Frauen. Denn Literaturproduktion lässt sich als ein positiv wahrgenommenes Performanzphänomen verstehen, an dem die Männer überproportional Anteil haben. Da sie auch im Bereich defizitärer Sprache ebenfalls häufiger vertreten sind, wie bei Sprachstörungen, die auch auf der Performanzebene zu betrachten sind, kann hier von einem wenigstens indirekten Beleg gesprochen werden, dass Männer auch auf Performanzebene die größere Streuung zeigen.

Für Miller (1999:82, 85) ist der zugunsten der Männer unausgeglichene Geschlechterproportz bei der Literaturproduktion ein Beleg dafür, dass sie als ein durch sexuelle Selektion mit entstandenes Phänomen betrachtet werden kann: Aufgrund dieses theoretischen Hintergrundes ist zu erwarten, dass die Mehrzahl der Bücher von Männern geschrieben, jedoch von Frauen gelesen werden sollte, was offenbar auch der Fall ist (vgl. Miller 2001:423). In Millers (1999:82, 85) Analyse von 2213 Büchern aus dem 20. Jahrhundert, entnommen der *Writers Directory*, zeigt sich, dass 180 männlichen nur 49 weibliche Autoren gegenüber stehen, was einem Verhältnis von 78,6 Prozent zu Gunsten der Männer entspricht. Gegen Millers Deutung lässt sich der berechtigte Einwand erheben, dass dieses unausgeglichene Verhältnis womöglich auf patriarchale Strukturen zurückgeht, die Frauen von der Literaturproduktion abhalten. Mit einer ausschließlichen Analyse der tatsächlichen Literaturproduktion lässt sich Millers Annahme somit nicht belegen. Um sie einer Prüfung zu unterziehen, sollte in der zweiten Studie daher folgende Aussage bewertet werden:

Ich habe schon einmal darüber nachgedacht, ein Buch zu schreiben (siehe Anhang 3, S. 97).

Die Männer zeigen einen signifikant höheren Mittelwert mit einer Effektstärke von 0,40 (siehe Anhang 4, S. 101). Um neben der männlichen Produktion auch die weibliche Rezeption zu prüfen, wurde zudem folgende Aussage zur Bewertung vorgelegt:

Ich lese gerne Romane oder sonstige belletristische Literatur wie Theaterstücke (siehe Anhang 3, S. 97).

Hier wird auf ein möglichst breites Spektrum schöngeistiger Literaturproduktion abgezielt, zu der daher auch dramatische Literatur gezählt wird, die hier als Theaterstücke bezeichnet wird, um möglichen Missverständnisse vorzubeugen, die bezüglich der Bedeutung von „dramatisch“ herrschen könnten. Die Frauen zeigen einen höchst signifikant höheren Mittelwert, mit einer hohen Effektstärke von 0,99. Dies ist der größte in beiden Studien ermittelte Geschlechterunterschied (siehe Anhang 4, S. 101). Damit deutet sich wenigstens an, dass Literaturproduktion Züge sexueller Selektion aufweist. Dies würde allerdings erfordern, dass ein Mann dadurch, dass er Schriftsteller ist, als attraktiver Partner betrachtet wird. In beiden Studien wurde daher folgende Aussage bewertet:

Eine Person, die Schriftsteller ist, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner (siehe Anhang 1, S.; Anhang 3, S.).

Die Frauen sollten den höheren Mittelwert zeigen. Dies kann nicht bestätigt werden, was auch für die übrigen *Items* gilt, die die Wahrnehmung der *Display*-Funktion durch den weiblichen Empfänger zum Gegenstand haben (siehe Anhang 2, S. 93; Anhang 4, S. 100). In der zweiten

Studie deutet sich lediglich sehr schwach an, dass Frauen witzige sowie Gedichte schreibende Partner bevorzugen (siehe Anhang 4, S. 100). Hier stoßen die eigenen Fragebogenstudien offenbar an ihre Grenzen (siehe 4.2.4); andere, größer angelegte Studien, bei denen die Ergebnisse mehrerer Einzelstudien zusammengefasst wurden, haben nämlich z.B. die größere weibliche Präferenz für einen humorvollen Partner belegen können (vgl. Asendorpf 2004:394). Auch Grammer (1993:341) weist auf einen positiven Zusammenhang zwischen der Sprachproduktion eines Mannes und der Bereitschaft einer Frau hin, sich auf den Mann einzulassen.

### **4.2.3. Assertiv-aggressive Funktion**

In den bisher beschriebenen Phänomenen zeigt sich eine Dominanz der *Display*-Funktion und, da die Anziehung zwischen Sender und Empfänger im Mittelpunkt steht, das weitgehende Fehlen der assertiv-aggressiven Funktion. Diese besteht darin, sich mit sprachlichen Mitteln zu behaupten und in einer Wettbewerbssituation den Empfänger zum Rückzug zu bewegen und ist daher die dominante Funktion in der folgenden Betrachtung. Diese Funktion greift auf die *Display*-Funktion zurück (siehe Abb. 5, S. 53).

Sender wie Empfänger sind in Anlehnung an den theoretischen Hintergrund männlich, der insbesondere erwarten lässt, dass bei der assertiv-aggressiven Funktion deutliche Geschlechterunterschiede feststellbar sind. Dass Männer kommunikativ stärker an Wettbewerb, Hierarchie und Selbstbehauptung orientiert sind, insbesondere bei Kommunikation mit anderen Männern, ist gut belegt (vgl. Eckert/McConnell-Ginet 2003:88; Klann-Delius 2005:73-4, 76).

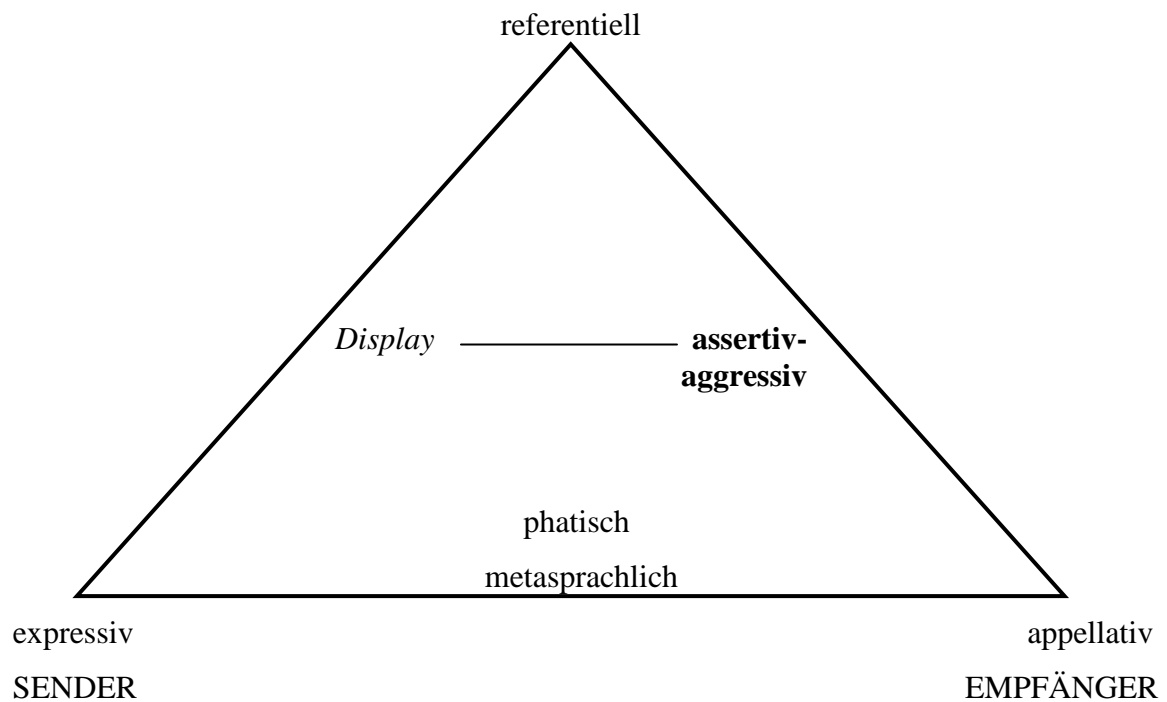


Abb. 5: Das Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion mit Dominanz der assertiv-aggressiven Funktion

Die assertiv-aggressive Funktion kann zunächst rein nonverbal die Kommunikation bestimmen, zunächst vor allem durch Blickkommunikation, da assertive Aggression durch den Anblick eines Rivalen ausgelöst wird. Bereits durch Blicksignale kann so Feindseligkeit Gegenstand der Kommunikation werden. Ebenfalls von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Mimik (vgl. Wildgen 2004:22). So zeigt sich, dass Männer Ärger im Gesichtsausdruck anderer Männer besser erkennen können als im Gesichtsausdruck von Frauen (vgl. Klann-Delius 2005:96). Studien zeigen, dass die Eigenschaften männlicher Gesichter mit Dominanz assoziiert werden, so dass hierin bereits eine wesentliche Grundlage vorhanden ist, um mimisch im Sinne assertiver Aggression kommunikativ erfolgreich zu sein, was den Paarungserfolg ebenfalls positiv beeinflusst (vgl. Hauser 1997:461). Es lässt sich somit feststellen, dass bereits situationsdeiktisch durch parasprachliche Mittel Wettkampf ausgetragen werden kann.

Die Überlegungen zur assertiven Aggression legen nahe, dass Männer Sprache einsetzen, um sich zu behaupten, und zwar gegenüber anderen Männern. In der zweiten Studie wurde daher folgende Aussage bewertet:

Ich nutze Sprache, um meine Interessen durchzusetzen und mich zu behaupten (siehe Anhang 3, S. 98).

Die Hypothese kann nicht bestätigt werden, hier zeigen Frauen sogar den höheren Mittelwert (siehe Anhang 4, S. 101). Möglicherweise ist das *Item* zu unspezifisch formuliert, um die assertive Aggression widerzuspiegeln. Aufschlussreich ist daher die Bewertung folgender Aussage in der zweiten Studie:

Wenn ich einen Konflikt mit einer Person meines Geschlechts habe, suche ich die verbale Auseinandersetzung, um diese für mich zu entscheiden (siehe Anhang 3, S. 97).

Hier zeigen die Männer den signifikant höheren Mittelwert. Die Hypothese ist damit bestätigt (siehe Anhang 4, S. 101).

Es zeigt sich, dass verbale Kommunikation zwischen Männern sehr häufig von Dominanzstreben bestimmt ist. So legen mehrere Studien nahe, dass Männer zu Appellen vor allem in Gesprächen mit anderen Männern neigen (vgl. Klann-Delius 2005:56) und in Gesprächen mit Männern mehr Redezeit beanspruchen als Frauen in Gesprächen mit Frauen (vgl. ebd.:59; vgl. auch die Studie von Mast 2002). Auch zeigen Männer gegenüber anderen Männern häufiger nicht-zustimmende, so genannte „disaffiliative Unterbrechungen“ als gegenüber Frauen und Frauen untereinander (Klann-Delius 2005:64). Aspekte dieser Art, vor allem die Neigung der Männer zu stärkerem Dominanzstreben durch Sprache, zeigen sich auch in anonymisierten Situationen, etwa dann, wenn die Kommunikation über den Computer stattfindet. So zeigen Guiller und Durndell (2007) in ihrer Studie, dass Männer auch in diesem Kontext stärker dominieren wollen und negativer auf Aussagen anderer reagieren, während Frauen emotionaler und unterstützender sind. Als weiterer Beleg für das höhere männliche Dominanzstreben kann ferner die in den eigenen Studien ermittelte deutlich höhere Neigung der Männer genannt werden, vor Publikum zu sprechen.

Die Beanspruchung von mehr Redezeit durch die Männer in einigen Kontexten legt außerdem nahe, dass sie sich über Unterbrechungen mehr ärgern sollten, insbesondere, wenn diese durch andere Männer geschehen. In beiden Studien wurde daher folgende Aussage bewertet:

Es ärgert mich, wenn mir in einer Unterhaltung jemand ins Wort fällt und das Gespräch an sich reißt (siehe Anhang 1, S. 91; Anhang 3, S. 97).

In der ersten Studie zeigen die Männer den höheren Mittelwert, allerdings nicht signifikant, in der zweiten Studie jedoch die Frauen (siehe Anhang 2, S. 94; Anhang 4, S. 101). Hier liegt demnach kein eindeutiges Ergebnis vor. In der zweiten Studie wurde außerdem folgende Aussage präsentiert:



Wenn mir jemand ins Wort fällt, ärgert es mich eher, wenn es ein Geschlechts-Genosse / eine Geschlechts-Genossin ist als wenn es sich um eine Person des anderen Geschlechts handelt (siehe Anhang 3, S. 97).

Die Hypothese über einen signifikant höheren männlichen Mittelwert kann nicht bestätigt werden (siehe Anhang 4, S. 101).

In der Gesamtheit der Belege zeigt sich jedoch, dass Sprache von Männern stärker dazu genutzt wird, um sich insbesondere gegenüber Mitgliedern des eigenen Geschlechts in Form von aggressivem Sprachverhalten zu behaupten.

Die assertiv-aggressive Funktion sollte sich im Kontext von Sprache, so die Annahme, der sprachlichen *Display*-Funktion bedienen, um einen Rivalen durch Zeigen eigener Stärken zum Rückzug zu bewegen (vgl. Wildgen 2004:25). Dies kann wiederum am mittelhochdeutschen Minnesang erläutert werden. So zeigt sich im 12. und 13. Jahrhundert das Austragen von Fehden und Rivalitäten zwischen den einzelnen Lyrikern durch „öffentliche poetische Auseinandersetzungen“ (Schweikle 1995:109) vor Publikum. Schweikle (1995:109-10) beschreibt diese Auseinandersetzung als eine zwischen männlichen Dichtern stattfindende, die sich gegenseitig zu übertreffen versuchen und die eigene „Virtuosität“ (ebd.:110) demonstrieren wollen, was sich im Sinne der sprachlichen *Display*-Funktion verstehen lässt. Auch weist er auf die Herabsetzung der Sprachproduktion des Rivalen hin, womit sich die metasprachliche Funktion zeigt. Offenbar ist diese Form des Wettkampfes ein wesentliches Element der Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts (vgl. ebd.).

Dies sind kulturell gewachsene und stark ritualisierte Formen der verbalen Auseinandersetzung zwischen Männern. Es ist jedoch auch die Deutung möglich, dieses Phänomen als eines jener zu verstehen, bei denen eine phylogenetische Grundlage deutlich erkennbar wird, die hier lediglich kulturell überformt ist (vgl. Sager 1988:21). In diesen Formen ritualisierten Sprachverhaltens, durch das ein Sender einem Empfänger gegenüber, durch Herabsetzungen etwa, Aggression zeigt, spiegelt sich damit möglicherweise universales menschliches Verhalten. Dies lässt sich insbesondere durch Sprachproduktion aus einer anderen Kultur und einer anderen Zeit belegen (vgl. ebd.:24-5).

Dafür soll das sogenannte *Rappen* behandelt werden, das insbesondere in der afroamerikanischen Kultur eine wichtige Rolle spielt und ein ebenfalls von Männern dominiertes Phänomen darstellt (vgl. Grimm 1998:105). Foley (1997:342) bezeichnet *rapping*, wie es in Duellform stattfindet, als ein „competitive verbal game“, womit das Ausfechten der Rivalität zweier Gesprächspartner beschrieben wird. Diese Duelle finden ebenfalls fast ausschließlich unter jungen Männern statt.

Im Duell zeigt sich ebenfalls sehr deutlich die senderbezogene sprachliche *Display*-Funktion, auf die mit der empfängerbezogenen assertiv-aggressiven Funktion zurückgegriffen wird, denn *Rap* besteht in der möglichst schnellen und flüssigen Sprachproduktion, bei der sich überdies wesentliche Bestandteile der poetischen Funktion finden wie das Reimen, womit der Sender seine sprachlichen Fähigkeiten demonstriert (vgl. ebd.). Beim *signifying*, bei dem das Ziel darin besteht, alten Wörtern neue Bedeutungen zuzuweisen, und insbesondere bei *playing the dozens*, das sich um das Beleidigen und das Provozieren des Gegenübers dreht und auch unter jungen Männern stattfindet, steht durch Sprache ausgedrückte Aggression noch stärker im Vordergrund (vgl. ebd.; Grimm 1998:96-7; Eckert/McConnell-Ginet 2003:104). Das so genannte *Dissing* dient ebenfalls dazu, den Gegner herabzuwürdigen. Auch dieses „verbale Kräftemessen“ (Grimm 1998:96) findet überwiegend unter Männern statt. Aus eigener Kenntnis und Beobachtung des Phänomens *Rap* kann insbesondere die metasprachliche Funktion herausgestellt werden: Die *Rap*-Texte handeln oft von der sprachlichen Qualität der Texte selbst, etwa wenn die Güte der eigenen *rhymes* und des eigenen *styles* herausgestellt wird. Die Qualitäten eines Kontrahenten hingegen werden abgewertet.

Diese Beispiele zeigen demnach sehr deutlich den Wettkampfcharakter der assertiv-aggressiven Sprachfunktion und ihren Rückgriff auf das Zeigen sprachlicher *Displays* (vgl. Foley 1997:342). Es ist naheliegend, dass der Ausgang dieser Wettkämpfe die Möglichkeiten bei der Partnerwahl beeinflussen kann, und die Teilnehmer sind sich dieses Umstandes offenbar bewusst. Denn im Sinne der referentiellen Funktion ist Partnerwahl oft Gegenstand von *Rap*-Texten (vgl. Grimm 1998:115, 125-6, 132).

Die einzelnen Phänomene sind durch klare Regeln festgelegt, nach denen sie zu verlaufen haben. Daran und insbesondere am Rückgriff auf die *Display*-Funktion zeigt sich wiederum das *Handicap*-Prinzip. Denn solche Rituale wie beim *Rap* sind aufwändig, verursachen zahlreiche Kosten, sind demnach nicht von allen durchführbar und geben so Informationen über die Qualitäten derjenigen, die sich in Ritualen behaupten (vgl. Steinig 2007:307). Wie sehr dieses kulturelle Phänomen die Identität der *Rapper* prägt, zeigt sich daran, dass diese über einen eigenen Unterkode verfügen mit einem für Außenstehende oft nur schwer verständlichen Wortschatz, um so auch dann der Gruppe der *Rap*-Musiker zugehörig zu erscheinen, wenn gerade kein *Rap* produziert wird. Damit zeigt sich die expressive Funktion einerseits durch dieses Demonstrieren von Gruppenzugehörigkeit, andererseits dadurch, dass *Rap* als Lyrik aufgefasst werden kann.

Da einige *Rap*-Texte juristische Konsequenzen nach sich zogen (vgl. Grimm 1998:115) und Frauen in ihnen sehr oft abgewertet werden (vgl. ebd.:126), sollen in dieser Hinsicht *Rap* und Minnesang nicht leichtfertig vollkommen gleichgesetzt werden. Wichtig ist vielmehr, dass es offensichtliche Gemeinsamkeiten gibt und dass es nicht überzeugend erscheint, eine Beziehung zwischen dem Europa des 13. Jahrhunderts und der hier beschriebenen afroamerikanischen Kultur des 20. und 21. Jahrhunderts herzustellen, die die Gemeinsamkeiten der Phänomene erklären kann, wenn diese als ausschließlich kulturell zustande gekommen betrachtet werden. Die starke Übereinstimmung beider Phänomene spricht eher im Sinne Sagers (1988:24-5; 1995:7-9, 211-2) für ein phylogenetisch zu erklärendes universales Muster menschlichen Sprachverhaltens. Sie lassen sich damit auch als Beispiele für sprachliche kulturelle Substitute auffassen, die in ihrer Funktion den Körperfarben oder etwa dem Impnierverhalten bei anderen Spezies entsprechen (vgl. ebd.:37, 42-3).

#### **4.2.4. Partnerwahl als Sachbezug**

Unter 4.2.2 wurde die Senderseite bei der Partnerwahl in Form der *Display*-Funktion behandelt, unter 4.2.3 die Empfängerseite in Form der assertiv-aggressiven Funktion. Ein Aspekt, der dabei wenig Beachtung fand, ist der, dass in einer Gemeinschaft Kommunikation nicht nur von verschiedenen Individuen betrieben wird, um andere als Partner zu gewinnen oder sich gegenüber Rivalen durchzusetzen, sondern dass Gemeinschaften einzelne Elemente von Partnerwahl zum Gegenstand ihrer Kommunikation machen und so auch verhandeln, nach welchen Regeln sie zu verlaufen hat (vgl. Jakobson 1974:207-8; Grammer 1993:325). Das schließt die Möglichkeit ein, die phylogenetischen Grundlagen von Partnerwahl kulturell zu überformen (vgl. Wildgen 2004:20; Steinig 2007:201). Im Folgenden ist daher von Kommunikation die Rede, bei der eine deutliche Dominanz der referentiellen Funktion vorliegt. Auf eine modellhafte Darstellung wird verzichtet.

Sprache kann nicht nur genutzt werden, um das Phänomen Partnerwahl zu diskutieren und damit wesentlich zu beeinflussen. Auch können Qualitäten potentieller Partner diskutiert und damit auch beeinflusst werden, etwa in Form von verbaler Herabsetzung. Der Mensch ist dank der Sprache im Gegensatz zu allen anderen Spezies nicht nur in der Lage, über seine eigenen Qualitäten zu lügen (vgl. Aitchison 1996:21), sondern ist auch imstande, die Qualitäten anderer gezielt herabzuwürdigen (vgl. Buss 1994:123; Miller 2001:252). Die Beispiele Minnesang und *Rap* zeigen dies bezüglich sprachlicher Qualitäten sehr deutlich.

Da der theoretische Hintergrund davon ausgeht, dass Frauen bei der Partnerwahl im Durchschnitt wählerischer sind, da sie außerdem kommunikativ kooperativer orientiert sind, insbesondere in Gesprächen mit anderen Frauen (vgl. Klann-Delius 2005:73), kann angenommen werden, dass sie stärker als Männer dazu neigen, die Eigenschaften potentieller Partner mit gleichgeschlechtlichen Freunden zu diskutieren. Dies ist nach Steinig (2007:373-4) offenbar auch der Fall. In der ersten Studie wurden die Studienteilnehmer gefragt:

Wie wichtig ist dir Klatsch und Tratsch als Quelle, um Informationen über potentielle Geschlechtspartner zu erhalten? (siehe Anhang 1, S. 93).

Die Begriffe „Klatsch“ und „Tratsch“ haben dabei durchaus negative Konnotationen. Der Grund, warum sie dennoch gewählt wurden, liegt am englischen Begriff *gossip*, der in englischsprachigen Literaturen zur Sprachevolution häufig Verwendung findet wie etwa bei Dunbar (1996:79) und Foley (1997:129) und in „Klatsch“ seine deutsche Entsprechung hat wie bei Eibl (2004:187). *Gossip* wird auch im Kontext sprachbezogener Geschlechterunterschiede behandelt und teils als informelles Gespräch unter weiblichen engen Freunden verstanden (vgl. Eckert/McConnell-Ginet 2003:100), was die Formulierung des *Items* ebenfalls als berechtigt erscheinen lässt. In der ersten Studie kann der höhere Mittelwert der Frauen höchst signifikant mit einer moderaten Effektstärke von 0,68 bestätigt werden. In der zweiten Studie konnte dies jedoch nicht repliziert werden. Es ergab sich lediglich eine Effektstärke von 0,09 (siehe Anhang 2, S. 95; Anhang 4, S. 102). Beim ähnlich angelegten *Item* der zweiten Studie:

Ich unterhalte mich regelmäßig mit meinen gleichgeschlechtlichen Freunden über interessante potentielle Partner (siehe Anhang 3, S. 98)

zeigen Männer sogar einen geringfügig höheren Mittelwert, so dass kein einheitlicher Befund vorliegt (siehe Anhang 4, S. 102). Interessanterweise zeigt sich bei diesem *Item* bei den Männern, jedoch nicht bei den Frauen, eine signifikante positive Korrelation zur Anzahl bisheriger Partner (siehe Anhang 4, S. 103). Ob dies bedeutet, dass Männer potentielle Partner diskutieren, um möglichst viele für sich gewinnen zu können, während Frauen eher danach streben, einen besonders guten zu finden, muss jedoch offen bleiben.

Schließlich können in den unterschiedlichen Kommunikationsinhalten von Männern und Frauen Bezüge zur Partnerwahl im Sinne sexueller Selektion erkannt werden. So diskutieren Frauen mit engen Freunden vor allem familiäre Probleme, Männer hingegen in erster Linie Sport (vgl. Eckert/McConnell-Ginet 2003:123). Insbesondere der letztgenannte Aspekt zeigt einen deutlichen Bezug zum evolutionär begründbaren Wettkampfcharakter männlicher Interaktionen.

### 4.3 Evolutionäre Erklärungen im Kontext anderer Erklärungsmodelle

Die beiden vorgeschlagenen evolutionstheoretisch begründeten Funktionen – *Display*- und assertiv-aggressive Funktion – konnten belegt werden, und zwar einerseits in Auseinandersetzung mit eigenen Reflexion zu den biologischen Grundlagen menschlicher Kommunikation, andererseits durch eigene Studien über Geschlechterunterschiede bezüglich pragmatischer Kompetenz im Kontext von Partnerwahl und durch sonstige Studien zu tatsächlichen Performanzunterschieden. Dabei wurde auch auf Quellen zurückgegriffen, die einer evolutionären Erklärung nicht zugeneigt sind, wie die von Eckert und McConnell-Ginet (2003), deren Ergebnisse sich dennoch in ein evolutionäres Erklärungsmodell einfügen. Dieses ist damit nicht endgültig belegt. So existieren zahlreiche sprachbezogene Geschlechterunterschiede, die in der bisherigen Untersuchung nicht berücksichtigt sind, da sie für die Partnerwahl nicht oder nur bedingt als bedeutend erscheinen. Z.B. achten Frauen offenbar stärker auf syntaktische Korrektheit als Männer (vgl. Klann-Delius 2005:46-7). Dieser Unterschied ist evolutionär nicht ohne weiteres erklärbar. Außerdem zeigen sich in zahlreichen Bereichen keine Geschlechterunterschiede, obwohl der evolutionstheoretische Hintergrund sie erwarten lässt. Schließlich sind die Geschlechterunterschiede, die ermittelt werden konnten, überwiegend gering bis moderat, so dass sich Männer und Frauen in ihren kommunikativen Tendenzen wohl überwiegend nicht sehr stark unterscheiden. Aus evolutionärer Perspektive sind allerdings bereits kleine Unterschiede aufgrund der zeitlichen Länge des evolutionären Entwicklungsprozesses relevant.

Dort wo Geschlechterunterschiede ermittelt worden, besteht zudem die Möglichkeit, dass diese nicht-evolutionär erklärbar sind. Dies schärft den Blick für die Unterschiede zwischen einer beschreibenden und einer erklärenden Ebene. Da jedoch auch bei vorzugsweise beschreibender Ausrichtung theoretische Grundannahmen implizit vorhanden sind, die die Wahrnehmung der beobachteten Geschlechterunterschiede beeinflussen und als Erklärungsgrundlage dienen können, und beide Ebenen daher nicht völlig voneinander trennbar sind (vgl. Bierwisch 2002:152-4, 158), soll das evolutionstheoretische Modell anderen Erklärungsmodellen gegenüber gestellt werden.

Gegen eine evolutionäre Erklärung sprachbezogener Geschlechterunterschiede finden sich einige Einwände in der Literatur. So wird die evolutionäre Perspektive teils als deterministisch aufgefasst. Geschlechterunterschiede seien demnach unveränderlich (vgl. Klann-Delius 2005:170). Unter 2.2 wurde auf diesen Einwand bereits eingegangen. Es besteht allerdings tatsächlich die Gefahr, ermittelte Durchschnittswerte als Norm misszuverstehen

(vgl. Bischof-Köhler 2006:41). Eine ähnliche Kritik findet sich bei Eckert und McConnell-Ginet (2003). Sie akzeptieren zwar gewisse biologisch bedingte Beschränkungen, wie sie von sozialen Faktoren aufgegriffen und verstärkt werden (vgl. ebd.:14; vgl. auch Eckert 2003:381). Auch ist ihre Position nicht inkompatibel mit Überlegungen zur Bedeutung sexueller Selektion für einzelne Individuen und die menschliche Spezies in ihrer Gesamtheit (vgl. Eckert/McConnell-Ginet 2003:87, Fn. 22). Dennoch kritisieren sie eine evolutionstheoretische Erklärung mit der Begründung, sie würde Stereotypen verwenden; vielmehr gäbe es innerhalb der Geschlechter eine erhebliche Varianz und eine merkliche Überlappung beider Geschlechter (vgl. ebd.). Wie die bisherige Betrachtung deutlich gezeigt hat, ist jedoch gerade diese Varianz die treibende Kraft in der Evolution und wird aus Sicht der Evolutionstheorie daher ausdrücklich nicht geleugnet. Und auch die Annahme, dass eine starke Überlappung zu finden ist, ist eine wesentliche der so genannten biologischen Perspektive (vgl. Bischof-Köhler 2006:37-8).

Klann-Delius (2005:170) weist auf zwei weitere oftmals vorgebrachte Einwände hin: Eine evolutionäre Erklärung sei einerseits nicht prüfbar und könnte andererseits mit sich bringen, empirisch ermittelten Phänomenen im Nachhinein einen adaptiven Wert zuzusprechen. Tatsächlich ist eine evolutionäre Erklärung spekulativ, die damit einhergehenden Annahmen sind dennoch prüfbar (vgl. Jenkins 2000:177; Hauser/Chomsky/Fitch 2002:1578). Diese Magisterarbeit stellt den Versuch einer solchen Prüfung dar. Dabei besteht aber in der Tat die Gefahr, die ermittelten Ergebnisse einer Untersuchung im Nachhinein im Sinne der Theorie zu deuten. Diese Gefahr besteht jedoch bei jedem theoretischen Hintergrund. Es erscheint daher wichtig, im Vorfeld der Untersuchung präzise Hypothesen zu formulieren, wie sie sich aus dem theoretischen Hintergrund ergeben. Dem wurde bei den erwähnten eigenen Studien gefolgt.

Nach Klann-Delius (2005:167-71) stellt die evolutionstheoretische Position eine mögliche Erklärung für sprachbezogene Geschlechterunterschiede dar. Sie bezieht sich dabei auf wesentliche Annahmen sexueller Selektion wie die unterschiedlichen Fortpflanzungsstrategien der Geschlechter und die daraus hervorgehende Polygynie, die wiederum etwa die männliche Neigung zu assertiver Aggression erklärt (vgl. ebd.:168-9). Klann-Delius (2005:171) kommt zu dem Schluss:

Die Einwände gegen evolutionsbiologische Konzepte weisen nicht zwingend die Hypothese zurück, dass evolutionär angelegte Verhaltenstendenzen der Geschlechter ein Moment in der Ausbildung geschlechterdifferenten Verhaltens sein können.

Alternative Erklärungen sind dennoch möglich. Zur Erklärung von sprachbezogenen Geschlechterunterschieden findet sich in der Literatur prinzipiell die gleiche Bandbreite an Erklärungsmodellen wie zu Geschlechterunterschieden im Allgemeinen. Günthner (1997:143)

und Brüllmann (2005:111, 119) etwa betrachten sprachbezogene Geschlechterunterschiede als soziale Konstruktionen. Allhoff und Allhoff (2006:234) nehmen eine vergleichbare Position ein und betrachten geschlechtsspezifisches Kommunikationsverhalten als das Ergebnis „[j]ahrtausendealte[r] Rollenstereotype“ und versuchen, diese Sichtweise damit zu begründen, dass diese Unterschiede bereits in der Antike beschrieben worden seien. Der Verweis auf die Antike könnte allerdings auch als Beleg dafür verwendet werden, dass sprachbezogene Geschlechterunterschiede eine biologische Komponente haben, denn eine biologische Erklärung ist besser mit der von ihnen beschriebenen Konstanz der Geschlechterunterschiede, die bei diachroner Betrachtung auffällt, zu vereinbaren als eine kulturelle, die vielmehr die Veränderbarkeit hervorheben sollte. Der Verweis auf historische Gegebenheiten liefert somit keinen eindeutigen Beleg. Allhoff und Allhoff (2006:237-8) neigen zudem dazu, sprachbezogene Geschlechterunterschiede mit der Benachteiligung der Frau weitgehend gleichzusetzen. Dies versuchen sie etwa damit zu begründen, dass Männer deutlich häufiger im Gespräch unterbrechen und in gemischtgeschlechtlichen Gruppen mehr Redezeit beanspruchen, womit sie die Frauen dominierten. Auch diese Muster seien das Ergebnis von Sozialisation. Die Autoren beachten dabei nicht, dass Männer vor allem andere Männer unterbrechen, so dass nicht ohne weiteres geschlossen werden kann, männliches Unterbrechen sei das Ergebnis männlichen Strebens nach Dominanz über Frauen (siehe S. 53; vgl. dazu auch Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2004:39). Die Ergebnisse der Studien zur Beanspruchung von Redezeit sind zudem nicht eindeutig; eine ergab sogar, „dass Frauen im Gespräch mit den Männern länger sprachen“ (Klann-Delius 2005:59). Und wie unter 4.2.2 gezeigt wurde, lassen sich in sprachbezogenen Geschlechterunterschieden auch weibliche Interessen erkennen, nämlich die Wahl eines angemessenen Partners.

Zu den Annahmen, sprachperformative Geschlechterunterschiede kämen durch Sozialisationseffekte zustande, wie sie von Brüllmann (2005), Allhoff und Allhoff (2006) und anderen vertreten wird, lassen sich einerseits die beiden lerntheoretischen Annahmen des operanten Konditionierens und des Modelllernens, andererseits die Sozialisation durch Gleichaltrige hinzuzählen (vgl. Klann-Delius 2005:140-5). Operantes Konditionieren bewirke die Beibehaltung geschlechtsrollenkonformen Kommunikationsverhaltens, da dieses belohnt, nicht geschlechtsrollenkonformes Kommunikationsverhalten hingegen bestraft werde. Beim Modelllernen hingegen würden die Eigenschaften von Vorbildern übernommen (vgl. ebd.:141). Die lerntheoretischen Annahmen konnten nach Klann-Delius (2005:141) bisher empirisch nicht bestätigt werden, so dass sie als ungenügend abgelehnt werden müssen: „Mädchen und Jungen werden nicht in jeder Hinsicht von ihren Eltern unterschiedlichen

kommunikativen Konditionierungen ausgesetzt“ und erfahren vielfach Gleichbehandlung „im Kommunikationsangebot“. Wie bereits unter 2.2 gezeigt wurde, werden Jungen für aggressives Verhalten nicht belohnt, sondern überwiegend bestraft, zeigen dieses Verhalten dennoch (siehe S. 20), so dass Sprachverhalten, das zur assertiv-aggressiven Sprachfunktion zu zählen ist, ebenfalls lerntheoretisch nicht hinreichend zu erklären ist. Unter 2.2 wurden ebenfalls bereits die Schwächen der Nachahmungstheorie des Modelllernens erwähnt (siehe S. 20), die damit auch sprachperformative Geschlechterunterschiede nicht überzeugend erklären kann (vgl. Klann-Delius 2005:142; Bischof-Köhler 2006:224). Klann-Delius (2005:143) bewertet diese Erklärungsansätze daher als „nicht zureichend“. Auch eine Erklärung, die die Sozialisation durch Gleichaltrige hervorhebt, ist für sie „wenig überzeugend“ (ebd.:145). Zwar ist der Einfluss Gleichaltriger auf die Entwicklung des Kindes wichtiger als der der Eltern, dennoch greift diese Erklärung zu kurz, da sie z.B. nicht berücksichtigt, „dass kommunikative Regeln nicht erst in *peer-groups*, sondern schon in den davor liegenden Jahren entwickelt werden“ (ebd.:144). Dieser Erklärungsansatz macht ebenfalls keine Aussage darüber, woraus die sprachperformativen Geschlechterunterschiede originär resultieren, um im Folgenden in Form von Sozialisationseffekten von Generation zu Generation weitergegeben zu werden. Diese Kritikpunkte lassen sich auch der Theorie der sozialen Rollen und dem kognitionspsychologischen Ansatz entgegenbringen (vgl. ebd.:145-7, 151, 157-8; Bischof-Köhler 2006:41). Dieser Ansatz ist damit ebenfalls „empirisch nicht bestätigt und theoretisch fragwürdig“ (Klann-Delius 2005:147). Auch die ebenfalls kognitionstheoretisch argumentierenden Gender-Schema-Theorien können sprachperformative Geschlechterunterschiede „nicht zureichend erfassen“ (ebd.:151). Modelle, die Geschlechterunterschiede als Ergebnis von sozialen Interaktionen sehen wie das *doing gender*-Modell und konstruktivistisch argumentieren wie bei den Annahmen von Eckert und McConnell-Ginet (2003:10-1), kommen als ausschließliche Erklärung für sprachperformative Geschlechterunterschiede nach Klann-Delius (2005:164-7) ebenfalls nicht in Frage: Sie sind empirisch nicht belegbar und „nicht hinreichend spezifiziert“ (ebd.:166).

Ein wesentlicher Kritikpunkt an diesen verschiedenen Erklärungsmodellen, die fast ausschließlich externe Faktoren zur Erklärungsgrundlage machen, liegt darin, dass sie keine oder keine umfassende Aussage dazu machen, woher die grundsätzlichen Unterschiede resultieren, um dann Gegenstand von kulturellen, kognitiven oder Sozialisationsprozessen zu werden (vgl. ebd.:158, 160-1, 163). Für diese Lücke kommen biologische Ansätze in Frage (vgl. Bischof-Köhler 2006:41).



Insbesondere ein spezifischer sprachbezogener Geschlechterunterschied ist mit externen Faktoren nicht hinreichend erklärbar, nämlich die höhere Streuung des männlichen Geschlechts auf allen Kompetenzebenen und auch auf Performanzebene. Denn diesen Umstand auf Umweltfaktoren zurückzuführen, würde erfordern, dass Jungen nicht nur anderen, sondern grundsätzlich einer breiteren Palette von Sozialisationseffekten ausgesetzt sind. So ist etwa die beim männlichen Geschlecht häufiger auftretende Legasthenie – ein Phänomen, das Teil der höheren Streuung der Männer ist – mit Umweltfaktoren nicht erklärbar (vgl. ebd.:225; vgl. auch Klann-Delius 2005:178).

Keines der diskutierten Modelle kann alleinigen Erklärungsanspruch erheben. Sprachbezogene Geschlechterunterschiede sind weder das alleinige Ergebnis von Umweltfaktoren noch der biologischen Ausstattung des Menschen, sondern das Ergebnis einer komplexen Interaktion der einzelnen Faktoren (vgl. ebd.:174, 179; Bischof-Köhler 2006:103). Für die Entstehung der biologischen Faktoren ist eine evolutionäre Erklärung die naheliegende und ist insbesondere dort hilfreich, wo sich sonstige Erklärungsansätze als nicht hinreichend erweisen. Dies sollte jedoch nicht zur Leugnung der kulturellen Seite führen. Da insgesamt betrachtet die Interaktion biologischer und kultureller Faktoren hervorzuheben ist und kein Einzelmodell Geschlechterunterschiede alleine hinreichend erfassen kann, sowie aufgrund der Tatsache, dass die evolutionstheoretische Perspektive Raum lässt für die kulturelle Beeinflussbarkeit des Menschen, liegt ein integratives Modell nahe, das alle Faktoren berücksichtigt (vgl. Klann-Delius 2005:180-1).

## 5. Sprachevolution aus Sicht sexueller Selektion

Chomskys formalistische Sicht erscheint als ein wesentlicher Beleg für die Angeborenheit der Sprache und wird vielfach als Ausgangspunkt für eine Betrachtung der Evolution der Sprache genommen (vgl. Bickerton 2000a:197-8), wie etwa bei Pinker (1996:25). Aus evolutionärer Perspektive interessieren jedoch insbesondere die funktionalen Dimensionen eines Merkmals und nicht nur seine formalen Eigenschaften (vgl. Györi 2001:16), d.h. die Selektionsdrücke, die zur Ausprägung eines Merkmals geführt haben, sind vorrangig von Interesse. Chomsky (1981:231) stimmt dieser Position zwar zu, wenn er meint, dass zur Erklärung sprachlicher Regeln eine „funktionale Analyse nur auf der evolutionären Ebene bedeutsam“ sei, ohne jedoch eine solche Analyse umfangreich vorzulegen. Die bisherigen Überlegungen sollen als Grundlage für eine funktional ausgerichtete Erklärung der menschlichen Sprachfähigkeit im evolutionären Sinne dienen mit Hauptaugenmerk auf der Theorie der sexuellen Selektion.

In der Evolution konnten die im Genotyp verankerte angeborene Sprachkompetenz und die damit einhergehenden Strukturvorgaben menschlicher Sprache nicht direkt selektiert werden, sondern nur als Bestandteil einer Performanz, da nur das tatsächliche Verhalten im Sinne des Phänotyps, wie es Überlebens- und Reproduktionsprobleme löst, eine Funktion innehat (vgl. Lieberman 2000:15; Hauser/Chomsky/Fitch 2002:1574; siehe auch 2.2, S. 20). Dass die angeborene Kompetenz nicht direkt selektiert werden konnte, zeigt auf, welche Problematik der Beziehung von Kompetenz und Performanz anhaftet, ähnlich der grundsätzlichen Problematik, ausgehend von der Performanz auf die Kompetenz bzw. auf die einzelnen Kompetenzen Rückschlüsse anzustellen.

Die Überlegungen zur nicht direkt selektierbaren angeborenen Kompetenz bedeuten, dass individuelle pragmatische sowie individuelle einzelsprachliche Kompetenzen, die teils auf Umwelt- und kulturelle Faktoren während des Spracherwerbs zurückgehen, die Evolution der Sprachfähigkeit mitbestimmen haben. Das zeigt einerseits, wie selbst auf der grundlegenden Ebene der biologischen Evolution genetische und Umweltfaktoren interagieren (vgl. Bayer 1994:4, 53), andererseits wird deutlich, dass ausgehend von der Performanz die evolutionären Grundlagen aller Kompetenzebenen untersucht und in Beziehung zueinander gesetzt werden müssen, d.h. gewissermaßen die Koevolution der einzelnen Systeme erfasst werden muss. Denn ohne pragmatische Kompetenz, Sprache für gewisse Zwecke nutzen zu wollen, kann es keine Performanz geben, die diese Ziele erreicht. Diese Performanz ist wiederum ohne eine entsprechende angeborene Kompetenz nicht möglich. Damit stellen sich zwei Fragen: Zur Erreichung welcher Ziele wird Sprache aus evolutionärer Perspektive verwendet? Und in welcher Beziehung stehen diese zu den strukturellen Eigenschaften der Sprache, d.h. wie

werden Form und Funktion aufeinander beziehbar? Da sexuelle Selektion erst auf ein Merkmal wirken kann, nachdem es durch natürliche Selektion entstanden ist, lohnt eine kurze Skizzierung der Sprachevolution im Sinne natürlicher Selektion, auch da die Fähigkeiten, die eine Person im Sinne natürlicher Selektion überlebensfähig machen, diese Person gleichsam zu einem attraktiven Partner werden lassen.

Es existieren Ansätze dazu, dass rein gestische Kommunikation phylogenetisch die Grundlage für sprachliche Kommunikation darstellt (vgl. Armstrong/Wilcox 2007:5). Die Tatsache, dass Gestik und Mimik für sprachliche Kommunikation noch immer eine bedeutende Rolle spielen, zeigt, dass phylogenetisch ältere Kommunikationsformen prinzipiell beibehalten werden können, sofern nützlich, auch wenn bereits eine vollständig entwickelte Lautsprache besteht (vgl. Sager 1988:99) und dass Lautsprache und parasprachliche Phänomene in ihrer heutigen Form gemeinsam evolvierten (vgl. Herrmann 2005:204). Beim Übergang von vorrangig gestischer Kommunikation und einer noch unvollständigen Lautsprache zur Sprache, wie sie dem Menschen eigen ist, wird dem FOXP2-Gen und einer Mutation vor 100.000 bis 200.000 Jahren eine entscheidende Rolle zugesprochen (vgl. Armstrong/Wilcox 2007:38). Damit ergibt sich die Frage, welche funktionalen Vorteile sich durch eine solche Lautsprache für die Träger dieser Mutation ergaben.

Ein offensichtlicher Vorteil der Lautsprache liegt darin, im Gegensatz zu gestischer Kommunikation über weite Distanzen hinweg und unabhängig vom Sichtkontakt kommunizieren und damit Handeln koordinieren zu können, z.B. bei der fast ausschließlich die Männer betreffenden Jagd (vgl. Bayer 1994:155-6), die damit nach Jakobson (1974:185) bereits einen Teil der sprachlichen Geschlechterunterschiede erklären kann. Ein weiterer Vorteil besteht darin, einem anderen nützliche Informationen zukommen zu lassen, die gleichzeitig selbst behalten werden können (vgl. Pinker 1996:498). Findet dies im Sinne eines reziproken Altruismus, d.h. als wechselseitige Hilfeleistung statt, so ist diese Kommunikation als symmetrisch zu bezeichnen und dient der Aufrechterhaltung der Beziehung (vgl. Bickerton 2000:127-8; 2000a:199). Sprache dient somit nicht ausschließlich dem Informationstransfer, sondern offensichtlich auch der Regulierung sozialer Beziehungen wie beim Ausfechten von Status (vgl. Aitchison 1996:16; Klix 2003:763; Steinig 2007:47). Sprache erlaubt zudem Austausch darüber, „wer wem was getan hat“ (Pinker 1996:22).

Ein ähnlicher Ansatz findet sich bei Dunbar (1996:70-7; 2004:259-61), der insbesondere den Aspekt der Gruppengröße betont: Er argumentiert, dass die größten Kerngruppen beim Menschen in der Evolution aus etwa 150 Personen bestanden und bis heute bestehen, während die maximalen Gruppengrößen bei Primaten nur etwa 50 Individuen umfassen. Die unter-

schiedlichen Gruppengrößen gehen dabei vorrangig auf unterschiedliche Umweltbedingungen zurück. Bei Primaten sind die Gruppen klein genug, damit jedes Individuum mit jedem anderen in einer Zweierbeziehung interagieren kann, beispielsweise durch gegenseitige Fellpflege, das so genannte *grooming*, das als symmetrische Kommunikation auf der Beziehungsebene aufgefasst werden kann (vgl. Sager 1988:126) und damit nach Eibl (2004:219) Bühlers Ausdrucks- und Appellfunktion betrifft.

Der Mensch benötigte – aufgrund größerer Gruppen – einen Ersatz für diese durch einen haptischen Kanal stattfindende Primatenkommunikation, um mit mehreren anderen gleichzeitig sozial interagieren zu können. Die menschliche Sprache war womöglich dieser Ersatz. Diese wurde nach Dunbars (1996:79) Überlegungen vor allem dafür verwendet, um hilfreiche Informationen über andere Gruppenmitglieder auszutauschen. Auch war Sprache ein ausgezeichnetes Mittel, etwas über sich preiszugeben, sich also im Sinne der expressiven Funktion als begehrenswerter Sozialpartner und wichtiges Mitglied der Gruppe zu präsentieren (vgl. ebd.:118-9; Herrmann 2005:31).

Diese zunehmende Bedeutung der Sprache für solche sozialen Angelegenheiten wird als einer der Faktoren diskutiert, die zur Entwicklung einer komplexen Grammatik führten (vgl. Dunbar 2004:257; Wiese 2007:120, 122). Dieser soziale Selektionsdruck könnte demnach der entscheidende Faktor gewesen sein, der zur Verbreitung des in seiner heutigen Form vorfindbaren FOXP2-Gens aufgrund der damit einhergehenden Vorteile geführt hat. Die Veränderungen dieses Gens durch selektive Effekte erklären damit möglicherweise einen Teil der kommunikativen Unterschiede zwischen dem Menschen und anderen Spezies (vgl. Armstrong/Wilcox 2007:38; Haider/Schaner-Wolles 2007:116). In der ersten eigenen Studie wurden diese Annahmen natürlicher Selektion untersucht und bestätigt: Sprachliche gewandte Menschen sind angenehme Sozialpartner; Menschen versuchen, durch das, was sie sagen, andere für sich zu gewinnen und sind geneigt, sich für Komplimente zu revanchieren. Bei diesen Ergebnissen muss allerdings berücksichtigt werden, dass die Überprüfung von sehr grundlegenden Elementen menschlicher Sozialbeziehungen zur Formulierung sehr allgemein gehaltener und daher unspezifischer *Items* führt, deren Aussagekraft nicht überbewertet werden sollte (siehe Anhang 1, S. 88; Anhang 2, S. 92).

Aus den Überlegungen zur Gruppengröße leitet Dunbar (1996:69) ab, wie viele Mitglieder gleichzeitig verbal zu kommunizieren in der Lage sein sollten, nämlich vier. Einige Studien scheinen diese Hypothese weitgehend zu bestätigen, denn sie zeigen, dass kleine Gruppen von fünf Personen partnerorientiert kommunizieren können, größere Gruppen von zehn Personen zerfallen dagegen eher in „monologische Redebeiträge“, die stark „am dominantesten

Mitglied der Gruppe“ orientiert sind (Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2004:81). Hier lässt sich ein Bezug zur männlichen Neigung zur sprachlichen Selbstdarstellung in Abhängigkeit von der Gruppengröße erkennen (siehe S. 47).

In der ersten Fragebogenstudie wurden Dunbars Überlegungen zur Gruppengröße einer Prüfung unterzogen: Auf die Frage, wie viele Mitglieder eine Gruppe maximal haben dürfe, um noch in der Lage zu sein, eine gemeinsame Unterhaltung zu führen, wurde als Mittelwert (Modus und Median) die Zahl fünf ermittelt, womit sich die Einstellung der Probanden mit den sonstigen theoretischen und empirischen Erkenntnissen deckt (siehe Anhang 1, S. 88; Anhang 2, S. 92).

Sprache erscheint als regulatives Element menschlicher Sozialbeziehungen. Erst durch Sprache wurden Arbeitsteilung, Kooperation und das umfassende Nachgehen gemeinsamer Interessen sowie Regeln für komplexes und flexibles Zusammenleben, wie nur beim Menschen vorzufinden, möglich (vgl. Kannezky 2002:101-2; Eibl 2004:215). Die Gesamtheit dieser Überlegungen zeichnet damit das Bild einer gleichzeitigen Evolution von Sprache und sozialen menschlichen Fertigkeiten (vgl. Strohner 2006:15, 19).

Das hier beschriebene Szenario mag erklären, wie es überhaupt zu einer menschlichen Sprache kam, erklärt jedoch nicht die Sprache, wie sie dem heutigen Menschen eigen ist (vgl. Bickerton 1995:73), insbesondere bezüglich der *Display*-, aber auch bezüglich der assertiv-aggressiven Funktion. Die Lösung dieses Problems kann darin liegen, die Perspektive von der natürlichen zur sexuellen Selektion und damit zu den unter 4.2 besprochenen Ergebnissen zu verlagern. Dazu kann zunächst die Evolution der assertiv-aggressiven Funktion kurz skizziert werden.

Die assertive Aggression und der damit einhergehende Wettkampf ist ein wesentliches Element sexueller Selektion. Diese Aggression wird mit Hilfe von Sprache vor allem in ritualisierter Form ausgetragen, wie unter 4.2.3 am Beispiel von Minnesang und *Rap* gezeigt. Damit wird der Schaden für beide Kontrahenten gering gehalten: Ein Sieger wird ermittelt, ohne dass beide größere physische Schäden erleiden müssen, wie dies der Fall wäre, würde Aggression in direkter Form ausgetragen (vgl. Sager 1988:109, 141). Damit zeigt sich, dass die Handlungstendenz, Status durch ritualisierte sprachliche Handlungen auszufechten, evolutionär gesehen adaptiv ist (vgl. Sager 1995:219). Dieses aggressive Verhalten zum Ausfechten von Rangordnungen hat womöglich auch ein Fortpflanzungspotential (vgl. Sager 1988:141), denn es entscheidet über den Zugang zu Reproduktionspartnern, was im Durchschnitt umso besser gelingen sollte, je ausgeprägter die Fähigkeiten und Motivationen sind, die dieses Sprachverhalten begünstigen und die dann zahlreicher in der nächsten Generation

vertreten sind. Da das hier beschriebene Sprachverhalten eine effektive Lösung für das soziale Problem des Ausfechtens von Status darstellen kann, kann angenommen werden, dass in der Evolution die Menschen im Vorteil waren, die es an den Tag legten und es an die nachfolgenden Generationen weitergaben (vgl. Sager 1995:219).

Auch die Überlegungen zur *Display*-Funktion, die bei Männern wie die assertiv-aggressive Funktion im Durchschnitt stärker angenommen werden kann, können einige sprachliche Phänomene erklären, so vor allem aufwändige Sprachperformanz, die zur Selbstdarstellung und damit zu erfolgreicher Partnerwahl genutzt werden kann. Eine besondere Rolle scheint dabei der Poesie, aber auch der Musik und Humor zuzukommen.

Schon bei Darwin (1992a:96) findet sich der Gedanke, Sprache sei u.a. durch sexuelle Selektion, einerseits zur Abwehr von Nebenbuhlern, andererseits als Ergebnis verbaler Darbietung, entstanden. Diese Position findet sich auch in der Germanistik des 19. Jahrhunderts, so bei Scherer (1977:62, 65-7), der Darwins Theorie aufgreift und einen möglichen Ursprung der Poesie in der Erotik sieht. Damit fasst er Poesie als „Artikulation des Geschlechterspiels“ auf, wie Pethes (2004:52) kommentiert. Auch Jespersen (2003:424) bezieht sich in seinen Überlegungen zum Sprachursprung auf Darwin, vergleicht dabei die Sprache, insbesondere die Poesie, mit den „prächtigen Farben der Vögel“ und sieht die Gründe für die Entstehung der Sprache im „poetischen Teil des Lebens“ und der damit in Beziehung stehenden Partnerwahl.

Dies ist eine mittlerweile vielfach vertretene Position, so etwa bei Bayer (1994:50, 160-5), Pinker (1996:429-30; 1996a:323, 328-9), Hauser (1997:15), Bickerton (2000:124; 2000a:203), Wildgen (2004:34), Herrmann (2005:158) oder Steinig (2007:36, 68-9).

Aus dieser Perspektive hat jeder Mensch Vorfahren, die überlebt und Nachkommen hinterlassen haben (vgl. Bayer 1994:5). Die Bedingungen, unter denen das geschah, sind durch die Theorie der natürlichen und der sexuellen Selektion erfasst. Aus evolutionärer Perspektive ist der Zweck der Sprache in der Lösung der Probleme zu sehen, die für Überleben und Reproduktion zu überwinden waren. Die *Display*- und die assertiv-aggressive Funktion spiegeln die Lösungsmöglichkeiten der Probleme wider, z.B. dadurch, dass durch aufwändige Sprachperformanz die Zahl der Partner erhöht wird, was in der evolutionären Vergangenheit dazu führen konnte, dass in der nächsten Generation die für eine solche Performanz notwendigen Kompetenzen häufiger vorhanden waren. Die pragmatische Kompetenz, zielgerichtet mit Sprache auf diese Zwecke hin zu handeln, und die dafür notwendige angeborene Kompetenz, müssten sich gemeinsam zu der Form entwickelt haben, wie sie gegenwärtig im Durchschnitt vorzufinden sind.

Damit ergibt sich ein Problem, denn zwar zeigt sich die *Display*-Funktion bei Männern stärker, wie dies aus evolutionärer Perspektive zu erwarten ist; angesichts der bisherigen Überlegungen müssten Männer im Durchschnitt allerdings auch über stärker ausgeprägte angeborene Sprachkompetenzen verfügen. Die sexuelle Selektion hätte sprachbegabte Männer stärker bevorzugen sollen als sprachbegabte Frauen. Dies ist jedoch scheinbar nicht der Fall. Bei Vögeln – im Gegensatz zum Menschen – verfügen tatsächlich überwiegend nur die Männchen über die Fähigkeit einer vokalen Kommunikation, die vom Hormon Testosteron abhängt und zur Partnerwahl eingesetzt wird (vgl. Bühler 1927:42; Aitchison 1996:8; Klann-Delius 2005:171). Für den Menschen hingegen belegen zahlreiche Studien, dass Frauen im Durchschnitt sprachbegabter sind (vgl. Albrecht 2002:137; Bischof-Köhler 2006:21). Ihre Sprachentwicklung verläuft schneller (vgl. Klann-Delius 2005:4), etwa beim Wortschatz (vgl. ebd.:108-9). Sie sind überlegen bei „verbaler Flüssigkeit“ (ebd.:47) und Wortgedächtnis (vgl. ebd.:49), außerdem – neben zahlreichen weiteren Bereichen – darin, zu einer Liste vorgegebener Ko-Hyponyme das entsprechende Hyperonym zu finden (vgl. Bischof-Köhler 2006:217-8). Auch wenn diese Vorteile insgesamt betrachtet recht gering sind (vgl. ebd.:218), so sind sie dennoch gesichert (vgl. Klann-Delius 2005:49). Männer akzeptieren diesen Umstand offenbar auch in einer Partnerschaft. Beim *Item*:

Wenn mein Partner mehr redet und sprachbegabter ist als ich, ist das für mich akzeptabel (siehe Anhang 1, S.; Anhang 3, S.)

zeigen die Männer in der zweiten Studie einen höchst signifikant höheren Mittelwert. In der ersten Studie ist das *Item*, bei anderer Formulierung, allerdings knapp nicht signifikant (siehe Anhang 2, S. 94; Anhang 4, S. 101). Da in einer Partnerschaft das Wettkampfdenken weitgehend fehlen sollte, ist auch zu erwarten, dass Männer die Sprachbegabung des Partners eher akzeptieren.

Den Widerspruch, der angesichts der höheren weiblichen Kompetenz zwischen der sprachlichen Realität und der Theorie der sexuellen Selektion zu existieren scheint, wie etwa Fitch (2004:287) anmerkt, gilt es aufzulösen: Zunächst kann vermutet werden, dass Männer über die höhere pragmatische Kompetenz zur sprachlichen Selbstdarstellung, Frauen jedoch im Durchschnitt über die höhere einzelsprachliche und möglicherweise auch über die höhere angeborene Kompetenz verfügen. Denn die einzelsprachliche Kompetenz ist Gegenstand der Studien, die einen weiblichen Vorsprung ermitteln, nicht jedoch die pragmatische mit dem Ziel der Selbstdarstellung.

Der Widerspruch erscheint insbesondere dann als nur scheinbarer, wenn Sender und Empfänger nach Strohner (2006:26) als informationsübermittelnde und -verarbeitende

kognitive Systeme aufgefasst werden. Beim Pfau ist der Kanal ein visueller. Auf Senderseite wird durch den Hahn das somatische Phänomen des Gefieders präsentiert. Die Dekodierung der Botschaft und die Beurteilung der Präsentation durch die Henne erfolgt auf einer anderen Ebene, nämlich über das Auge. Im Gegensatz dazu sind bei der menschlichen Sprache sowohl die sprachliche Selbstdarstellung auf Senderseite als auch deren Bewertung durch die Empfängerseite auf der Ebene einzelsprachlicher und angeborener Kompetenz zu sehen. Sollte eine Frau bei Wahl eines männlichen Partners dessen sprachliche Fähigkeiten als Partnerwahlkriterium auffassen, dann ist es aus dieser Perspektive sogar erforderlich, dass sie über höhere sprachliche Kompetenzen verfügt, um die männlichen Sprachdarbietungen überhaupt bewerten zu können. Ein geringe Überlegenheit bei einem geistigen Merkmal ist eine gute Voraussetzung, um andere bezüglich dieses Merkmals zu bewerten (vgl. Miller 2001:109-10, 422-4). Die Tatsache, dass der weibliche Vorteil verglichen mit anderen kognitiven Fähigkeiten, bei denen das männliche Geschlecht im Durchschnitt überlegen ist, ab der Pubertät zunimmt, belegt diese Deutung, ebenso wie der Umstand, dass der weibliche Vorteil am größten in der Phase des Hormonzyklus ist, in der Empfängnis am wahrscheinlichsten ist (vgl. Klann-Delius 2005:174; Bischof-Köhler 2006:221-2). Mit Aitchison (1996:219) und Fitch (2004:288) lässt sich allerdings eine Alternativerklärung formulieren, nach der der weibliche Vorteil durch die Kommunikation der Mütter mit den Kindern begründet werden kann. Doch auch in dieser Erklärung sind Elemente der Theorie der sexuellen Selektion erkennbar (siehe S. 18). Schließlich kann darauf hingewiesen werden, dass der weibliche Vorteil nur im Durchschnitt existiert, im oberen Extrem hingegen sind vermutlich die Männer dennoch zahlreicher. Sprachbegabte Männer waren demnach selektionistisch durchaus begünstigt.

Abschließend soll die Beantwortung der Frage erfolgen, was die dargelegten funktionalen Dimensionen zur Erklärung der Struktur der angeborenen Kompetenz im Sinne der menschlichen Sprachfähigkeit beitragen können. Aus evolutionärer Perspektive muss die Form einer Funktion gedient haben, andernfalls hätte sie sich nicht entwickeln können (vgl. Chomsky 1977:74-5). Die strukturellen Gegebenheiten mussten den funktionalen Anforderungen genügen, die mit Blick auf die natürliche Selektion im komplexen Übermitteln von Informationen und im flexiblen Reagieren auf wechselnde soziale Bedingungen bestanden haben sollten. Aus Sicht sexueller Selektion betrifft dies vor allem kreative und innovative Performanz. Die kombinatorischen Eigenschaften der Sprache und die Verwendung arbiträrer Zeichen entsprechen prinzipiell diesen Anforderungen.



Ein detaillierteres Bild ergibt sich bei der Gegenüberstellung der Grundfunktion der Sprache für soziales Leben und der syntaktischen Grundordnung, wie sie etwa in den meisten indogermanischen Sprachen bevorzugt wird, nämlich der Subjekt-Verb-Objekt-Stellung. Diese macht zusammen mit der Subjekt-Objekt-Verb-Stellung den überwiegenden Teil der Satzstellungen menschlicher Sprachen aus (vgl. Aitchison 2001:139). Denn zu fragen: „Wer hat wem was getan?“ oder auch: „Wer hat wen mit wem betrogen?“ entspricht der syntagmatischen Aneinanderreihung der sich aufeinander beziehenden Satzglieder Subjekt, Prädikat, Objekt bzw. Objekte. Es kann angenommen werden, dass die ersten Verben tatsächlich Handlungen bezeichneten, da dies bei prototypischen Verben noch immer der Fall ist (vgl. Aitchison 1997:128). Das Hören eines Verbs, das etwa eine bestimmte sozial relevante Handlung bezeichnet, aktiviert den syntaktischen Valenzrahmen, dessen Leerstellen durch verschiedene Satzglieder besetzt werden können oder müssen. Diese Leerstellen werden mit Wörtern besetzt, deren semantischer Gehalt sich auf die auszudrückende soziale Realität der Menschen bezieht. Es bestand demnach ein Selektionsdruck auf die Ausbildungen sprachlicher Strukturen, die das ausdrückbar machten, was mit Blick auf die Lebenswirklichkeit der Menschen ausgedrückt werden musste. Diese Beziehung zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite kann als wesentliches Element in der Evolution der Sprache angesehen werden (vgl. Wiese 2007:116-8). Denn diese semantische Seite hat auch pragmatische Relevanz, womit sich in einer ersten Skizzierung zeigen lässt, wie sich zwei grammatische Teilsysteme und die Performanz evolutionär aufeinander beziehen lassen.

Mit Bezug auf rituelle Strukturen, wie sie verschiedene Funktionen innehaben können, kann dieser Aspekt nochmals vertieft werden, wenn die Frage beantwortet wird, wie symbolhafte Zeichenverwendung überhaupt entstehen konnte. Rituale sind nach Wiese (2007:120-3) folgendermaßen zu charakterisieren: Sie sind strukturell formalisierte Handlungen bzw. Handlungssequenzen, die repetitiv und vorhersagbar, aber teils auch variabel sind und so Parallelismen ermöglichen. Sie können verbal und nonverbal ablaufen, und beide Ebenen stützen einander. Sie haben primär expressive Funktion bzw. verwenden indexikalische Zeichen, durch Uminterpretation kann jedoch eine Arbitrarisierung stattfinden. Sie sind sozial. Kulturelle Rituale des Menschen haben eine evolutionäre Grundlage und ihre phylogenetische Entsprechung in Ritualen anderer Spezies.

Auf einige menschliche Rituale ist verwiesen worden, so auf einige Aspekte des Minnesangs und einige Spielarten der afroamerikanischen *Rap*-Kultur. An dieser Stelle kann auf die vorgenommene Abgrenzung menschlicher Kommunikation von solcher anderer Spezies zurückgekommen werden, die Gemeinsamkeiten nicht ausschließt: Kommunikation von Mensch

und Tier dienen dem evolutionär begründbaren Erreichen von Zielen, sind sozial und laufen nach gewissen Regeln ab, die beim Menschen jedoch flexibler zu sein scheinen. Im Falle des behandelten Beispiels Minnesang bestehen die Regeln etwa in der Produktion von Alliterationen, Endreimen, Ironie und Metaphern. Die Regeln sind allerdings selbst phylogenetisch nicht erklärbar und lassen erheblichen Spielraum zu. Weitere Unterschiede liegen darin, dass der Mensch sowohl nonverbal als auch verbal rituell handelt und dieses Handeln von der instrumentellen Ebene auf eine eher arbiträre verlagert hat, was bei anderen Spezies wenigstens überwiegend nicht in dieser Form der Fall ist. Damit zeigt sich eine Ähnlichkeit zwischen Handlungen, die auf Sprache zurückgreifen, und Sprache selbst: Die Handlungen sowie die jeweilige Einzelsprache sind wenigstens teils in ihrer Beschaffenheit willkürlich und durch Konventionen geregelt, außerdem womöglich phylogenetisch begründbar. Nach Wiese (2007:125) können Rituale durch ihre Stukturiertheit und die Beziehung der einzelnen Elemente untereinander die Entstehung grammatischer Relation erklären und daher

zu einigen der zentralen Aspekte sprachlicher Symbole beitragen: der Bildung von Struktur und systeminternen Relationen, dem kommunikativen Charakter, der Arbitrarisierung und Konventionalisierung und der hohen sozialen Relevanz.

Insbesondere durch Musik vermittelte sprachliche Rituale sind hier relevant und die Beispiele Minnesang und *Rap*, die beide musikalisch vermittelt werden, daher passende Beispiele für Wieses (2007:126-8) und auch Steinigs (2007:195-6) Argumentation, nach der zudem auffallende Ähnlichkeiten zwischen der Syntax der menschlichen Sprache und der Struktur von Musik besteht, etwa bezüglich der Existenz linearer und hierarchischer Strukturen (vgl. Wiese 2007:128).

Es zeigt sich demnach auch am Beispiel der Rituale, wie evolutionär erklärbare Funktionen von Sprache deren Form erklären können. Dass hier evolutionär zu begründende Beziehungen vorliegen, ist damit nicht endgültig belegt. Außerdem kann hier nur von ersten Ansätzen die Rede sein. An den Überlegungen wird zunächst vor allem deutlich, wie aus evolutionärer Perspektive Form und Funktion von Sprache aufeinander beziehbar werden. Formalistische und funktionalistische Überlegungen schließen sich demnach nicht aus (vgl. Meibauer 2001:3, 6). Die angeborene menschliche Sprachfähigkeit mit ihren strukturellen Eigenschaften ist als Ergebnis der Evolution funktionalistisch erklärbar.

## 6. Fazit und Ausblick

Diese Magisterarbeit hat wesentlich zum Gegenstand, der Frage nachzugehen, wie die Evolutionstheorie und insbesondere die Theorie der sexuellen Selektion für die Linguistik nutzbar gemacht werden können. In der Linguistik finden sich dazu konträre Positionen: Zahlreiche Autoren behandeln die Evolution der Sprache und die Theorie der sexuellen Selektion, und zwar nicht nur im späten 20. und 21. Jahrhundert, sondern auch bereits im frühen 20. Jahrhundert wie bei Jespersen (2003). Andererseits findet sich in der Linguistik auch Kritik an einer evolutionären Perspektive, insbesondere für die Erklärung sprachbezogener Geschlechterunterschiede, so bei Eckert und McConnell-Ginet (2003). In Auseinandersetzung mit den verschiedenen Positionen konnte ein Beitrag geleistet werden, eine mögliche Anwendung der Theorie der sexuellen Selektion auf die Linguistik aufzuzeigen. Anknüpfungspunkt waren hierbei kommunikationstheoretische Überlegungen und insbesondere die Faktorenmodelle von Bühler und Jakobson.

Zunächst wurde aufbauend auf diesen Grundlagen der Frage nachgegangen, wie sich aus Sicht der Theorie der sexuellen Selektion Kommunikation im Tierreich abspielt, einerseits, da theoretische Positionen zum Kommunikationsbegriff Tierkommunikation behandeln, andererseits, um menschliche Kommunikation von ihr abzugrenzen. Es zeigte sich, dass Menschen bei der Partnerwahl ein flexibleres Kommunikationsverhalten zeigen, vor allem aufgrund der Verwendung arbiträrer sprachlicher Zeichen, dass dort, wo die phylogenetischen Grundlagen sichtbar werden, diese dennoch wesentlich kulturell überformt sind und dass die poetische und die metasprachliche Funktion nur bei menschlicher Kommunikation existieren.

Für die Beschreibung menschlicher Kommunikation im Kontext von Partnerwahl wurden drei Ziele formuliert: die kommunikationstheoretisch ausgerichtete Beschreibung menschlicher Partnerwahl auf Grundlage der Theorie der sexuellen Selektion, die Beschreibung und Erklärung sprachbezogener Geschlechterunterschiede und darauf aufbauend eine Skizzierung der Evolution der menschlichen Sprache. Dazu wurde zunächst die biologische Grundlage menschlicher Kommunikation, vor allem bezüglich universalgrammatischer und pragmatischer Kompetenz, behandelt. Hier wurde vorgeschlagen, von der menschlichen Sprachfähigkeit anstatt von einer universalgrammatischen Kompetenz eher von der Summe angeborener individueller Kompetenzen zu sprechen, was mit Blick auf evolutionäre Überlegungen begründbar wird. Diese Überlegungen ließen ebenfalls annehmen, dass Männer auf allen Kompetenzebenen sowie auf der Performanzebene eine weniger homo-

gene Gruppe darstellen sollten als Frauen. Dies konnte an dieser Stelle und im weiteren Verlauf der Arbeit sowie in den eigenen Studien belegt werden.

Die eigenen Studien, die wesentlich auf die pragmatische Kompetenz abzielen, dienen in Auseinandersetzung mit der Theorie der sexuellen Selektion und anderen Studien als Grundlage für die Beschreibung und modellhafte Erfassung kommunikativer Dimensionen menschlicher Partnerwahl. Damit können die eingangs formulierten Fragen an dieser Stelle beantwortet werden. Menschliche Partnerwahl wird mit Hilfe zahlreicher Kanäle kommunikativ verhandelt, die parallel vorhanden sind. Körperliche Attraktivität und offensichtliche Statusmerkmale haben kommunikativen Wert. Es zeigt sich zudem, dass sich Männer selbst in der aktiven Rolle sehen, etwa beim Herstellen einer Kommunikationssituation, dass sie außerdem zu aufwändigerer Sprachperformanz und allgemein zu sprachlicher Selbstdarstellung neigen. Andere Befunde, die das Phänomen Partnerwahl indirekt betreffen, wie der, dass Männer leichter vor Publikum reden können, untermauern diese Erkenntnisse. Dies stützt die vorgeschlagene senderbezogene *Display*-Funktion im Kommunikationsmodell der sexuellen Selektion, das auf den Modellen von Bühler und Jakobson aufbaut. Damit lässt sich schließlich die Frage, ob sprachliche Fähigkeiten selbst eine Qualität im Sinne eines Partnerwahlkriteriums darstellen können, mit ja beantworten. Außerdem zeigte sich in den eigenen wie auch in anderen Studien die stärkere männliche auf Wettbewerb ausgerichtete kommunikative Orientierung, insbesondere gegenüber anderen Männern. Dafür wurde die empfängerbezogene assertiv-aggressive Funktion vorgestellt. Beide Funktionen wurden zudem an den konkreten Beispielen Minnesang und *Rap* behandelt. Sie spiegeln wesentliche Aspekte der Theorie der sexuellen Selektion wider, die belegt werden konnten.

Daraufhin wurden unterschiedliche Erklärungen für die zahlreichen zuvor behandelten Geschlechterunterschiede diskutiert. Es zeigte sich, dass einige dieser Unterschiede durch ausschließlich soziokulturell argumentierende Modelle nicht hinreichend erfasst werden können, so z.B. die höhere Streuung innerhalb des männlichen Geschlechts, so dass die Theorie der sexuellen Selektion insbesondere für das Füllen dieser Lücke nutzbar gemacht werden kann.

Auf Grundlage des zuvor Erarbeiteten wurde dann die Evolution der Sprache skizziert. Dabei wurde zunächst die Wirkung der natürlichen Selektion, dann die der sexuellen Selektion behandelt, um zu zeigen, wie diese selektionistischen Kräfte zur Entwicklung der Sprache in ihrer vorfindbaren Form geführt haben können. Dies fand in direktem Bezug zur *Display*- und zur assertiv-aggressiven Funktion statt. Betont werden konnte zudem die Interaktion von angeborener und pragmatischer Kompetenz, die demnach gemeinsam evolviert

haben müssen. Schließlich wurde der Versuch unternommen, aus den funktionalen Überlegungen zu evolutionären Gesichtspunkten menschlicher Sprache einige ihrer formalen Eigenschaften zu erklären.

Auf die Frage, wie die Theorie der sexuellen Selektion für die linguistische Forschung nützlich sein kann, können folgende Aspekte genannt werden:

- Die Theorie der sexuellen Selektion liefert eine theoretische Grundlage für die Erfassung kommunikativer Dimensionen menschlicher Partnerwahl, allerdings nicht völlig vorbehaltlos, da nicht sämtliche Formen von Partnerwahl erfassbar sind.
- Sie kann sprachbezogene Geschlechterunterschiede erklären, insbesondere solche, die durch sonstige Erklärungsmodelle nicht erklärbar sind.
- Sie macht auf einen Aspekt aufmerksam, dem in der gesichteten Literatur zu sprachlichen Geschlechterunterschieden annähernd keine Bedeutung beigemessen wird, nämlich die höhere Streuung der Männer auf allen Kompetenzebenen und legt damit nahe, diesen Aspekt in der Performanzforschung zu untersuchen und möglicherweise damit auch als Teil der funktionalen Varietät des so genannten Genderlekts bzw. der „Sexolekte“ (Löffler 1994:87) zu betrachten.
- Sie kann als Grundlage genommen werden, die menschliche Sprachfähigkeit differenzierter darzustellen als Chomskys Konzept der Universalgrammatik.
- Die durch die Theorie der sexuellen Selektion teilweise erklärbaren funktionalen Aspekte menschlicher Sprache ermöglichen eine Erklärung einiger ihrer formalen Aspekte aus evolutionärer Perspektive.
- Die Theorie der sexuellen Selektion kann als Grundlage sowohl für erklärende als auch beschreibende Ansätze dienen, außerdem dafür, Merkmale nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ zu untersuchen.
- Sie kann damit auch kulturelle Einzelphänomene wie Minnesang oder *Rap* erfassen, sie auf ihre phylogenetische Grundlage zurückführen und damit die Gemeinsamkeiten dieser Phänomene betonen, die sonst womöglich unbemerkt blieben. Die Unterschiede hingegen kann die Theorie nicht ohne weiteres erklären.

Die Anwendbarkeit hat damit auch ihre Grenzen. So existieren Aspekte menschlicher Sprache, die durch sexuelle Selektion oder allgemein evolutionär nicht erklärbar sind (vgl. Jenkins 2000:165). Außerdem hat die Argumentation der Theorie bei streng quantitativer Ausrichtung, das meint hier die Betrachtung von Merkmalen im Sinne einer Verteilung, einen Nachteil: Zwar werden so neben Mittelwerten auch Varianzen berücksichtigt, jedoch liegt das

Hauptaugenmerk auf der gesamten Verteilung und nicht auf dem Einzelfall in seiner Einzigartigkeit, so dass die Gefahr besteht, diesen auf seinen Platz in der Verteilung zu reduzieren.

Diese beiden wesentlichen Einschränkungen zeigen deutlich, dass die Theorie der sexuellen Selektion keinen alleinigen Erklärungsanspruch erheben, sondern andere theoretische und methodische Ausrichtungen lediglich sinnvoll ergänzen kann. Die Möglichkeit einer eher kulturwissenschaftlich orientierten linguistischen Forschung bleibt damit von der Existenz dieses evolutionären Ansatzes unberührt.

Abschließend stellt sich die Frage, inwiefern der in dieser Arbeit behandelte Ansatz Ausgangspunkt zukünftiger Forschung sein kann. Einige Möglichkeiten wurden bereits erwähnt. So könnte die höhere Streuung der Männer auf Performanzebene weiter untersucht werden. Auch die Zweifel an einer tatsächlich vorhandenen Universalität der menschlichen Sprachfähigkeit könnte durch weitere Forschung theoretisch und empirisch untermauert werden. Schließlich wird weitere Forschung zu kommunikativen Dimensionen sexueller Selektion durch das hier vertretene methodische Vorgehen nahe gelegt, denn zwar konnten die Fragebogenstudien die *Display*-Funktion der männliche Senderseite belegen, jedoch überwiegend nicht die Rezeption der Empfängerseite. Hier bietet sich ein methodisches Vorgehen an, das die Person, deren Performanzqualität bewertet werden soll, nicht auf einzelne Aspekte reduziert, sondern in ihrer Gesamtheit präsentiert, etwa in Form von Videoexperimenten. Hier stellt sich vor allem ein hoher finanzieller Aufwand, da neben entsprechend technischer Ausstattung ein Schauspieler in der Rolle des Bewerteten und eine ausreichende Anzahl an Versuchspersonen benötigt werden, die verschiedene Darbietungen bewerten.

## 7. Literaturverzeichnis

1. Aitchison, Jean (1996): *The Seeds of Speech. Language Origin and Evolution*. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge Approaches to Linguistics).
2. Aitchison, Jean (1997): *Wörter im Kopf. Eine Einführung in das mentale Lexikon*. Aus dem Englischen von Martina Wiese. Tübingen: Niemeyer (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 56).
3. Aitchison, Jean (2001): *The Birth of Rules*. In: Trabant, Jürgen / Ward, Sean (Hgg.): *New Essays on the Origin of Language*. Berlin [u.a.]: Mouton de Gruyter (Trends in Linguistics, 13). 133-147.
4. Albrecht, Ruth (2002): *Warum lernen Frauen Sprachen besser als Männer?*. In: *Germanistische Linguistik* 167-168. 137-151.
5. Allhoff, Dieter-W. / Allhoff, Waltraud (2006): *Rhetorik & Kommunikation. Ein Lehr- und Übungsbuch*. 14. Auflage. München: Ernst Reinhardt.
6. Armstrong, David F. / Wilcox, Sherman E. (2007): *The Gestural Origin of Language*. Oxford: Oxford University Press (Perspectives on Deafness).
7. Asendorpf, Jens (2004): *Psychologie der Persönlichkeit*. 3. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin [u.a.]: Springer.
8. Baecker, Dirk (2005): *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
9. Baecker, Dirk (2005a): *Kommunikation*. Leipzig: Reclam (Reclam-Bibliothek Leipzig, 20119: Grundwissen Philosophie).
10. Bayer, Klaus (1994): *Evolution – Kultur – Sprache. Eine Einführung*. Bochum: Brockmeyer (Bochumer Beiträge zur Semiotik, 42).

11. Bichakjian, Bernhard H. (2002): *Language in a Darwinian Perspective*. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang (Bochum Publications in Evolutionary Cultural Semiotics, 3).
12. Bickerton, Derek (1995): *Language and Human Behavior*. Seattle: University of Washington Press (The Jessie and John Danz Lectures).
13. Bickerton, Derek (2000): *Reciprocal Altruism as the Predecessor of Argument Structure*. In: Calvin, William H. / Bickerton, Derek (Hgg.): *Lingua ex Machina. Reconciling Darwin and Chomsky with the Human Brain*. Cambridge [u.a.]: The MIT Press. 123-134.
14. Bickerton, Derek (2000a): *Darwin and Chomsky Together at Last*. In: Calvin, William H. / Bickerton, Derek (Hgg.): *Lingua ex Machina. Reconciling Darwin and Chomsky with the Human Brain*. Cambridge [u.a.]: The MIT Press. 195-211.
15. Bierwisch, Manfred (2002): *Erklären in der Linguistik – Aspekte und Kontroversen*. In: Krämer, Sybille / König, Ekkehard (Hgg.): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1592). 151-189.
16. Bischof-Köhler, Doris (2006): *Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
17. Bloomfield, Leonard (1970): *Language*. London & Aylesbury: Compton Printing Ltd (Unwin University Books, 57). – Zuerst 1933.
18. Brinker, Klaus / Sager, Sven F. (2006): *Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung*. 4., durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag (Grundlagen der Germanistik, 30).
19. Brüllmann, Cornelia Hannah (2005): *Weiblichkeit beim Wort genommen: ein Forschungsbeitrag zum Phänomen Geschlecht in Sprache und Denken*. Bern [u.a.]: Lang (Europäische Hochschulschriften, Reihe 20, Philosophie 683).
20. Bühler, Karl (1927): *Die Krise der Psychologie*. Jena: Gustav Fischer.



21. Bühler, Karl (1999): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 3. Auflage. Stuttgart: Lucius und Lucius (Uni-Taschenbücher, 1159). – Zuerst 1934.
22. Buss, David M. (1994): *Die Evolution des Begehrens. Geheimnisse der Partnerwahl*. Aus dem Amerikanischen von Almuth Dittmar-Kolb. Hamburg: Kabel.
23. Butler, Judith (2004): *Undoing Gender*. New York & London: Routledge.
24. Chomsky, Noam (1959): *Verbal Behavior*. By B. F. Skinner. In: *Language* 35 (1). 26-58.
25. Chomsky, Noam (1971): *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Theorie).
26. Chomsky, Noam (1977): *Reflexionen über die Sprache*. Aus dem Amerikanischen von Georg Meggle und Maria Ulkan. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
27. Chomsky, Noam (1981): *Regeln und Repräsentationen*. Aus dem Amerikanischen von Helen Leuninger. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 351).
28. Chomsky, Noam (1986): *Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use*. New York [u.a.]: Praeger (Convergence).
29. Chomsky, Noam (1996): *Probleme sprachlichen Wissens*. Aus dem Amerikanischen von Michael Schiffmann. Weinheim: Beltz Athenäum.
30. Comrie, Bernard (2002): *Sprache und Vorzeit*. Stuttgart [u.a.]: Hirzel.
31. Cooke, Brett / Turner, Frederick (Hgg.) (1999): *Biopoetics. Evolutionary Explorations in the Arts*. Lexington: ICUS.
32. Darwin, Charles (1992): *Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein*. Darmstadt:

Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Bibliothek klassischer Texte). – Englische Originalausgabe 1859.

33. Darwin, Charles (1992a): *Die Abstammung des Menschen*. 2. Auflage. Dreieich: Weiss. – Englische Originalausgabe 1871.
34. Dunbar, Robin I. M. (1996): *Grooming, Gossip, and the Evolution of Language*. London: Faber and Faber.
35. Dunbar, Robin I. M. (2004): *Language, Music, and Laughter in Evolutionary Perspective*. In: Oller, D. Kimbrough / Griebel, Ulrike (Hgg.): *Evolution of Communication Systems. A Comparative Approach*. Cambridge [u.a.]: The MIT Press (The Vienna Series in Theoretical Biology). 257-273.
36. Eckert, Penelope (2003): *Language and Gender in Adolescence*. In: Holmes, Janet / Meyerhoff, Miriam (Hgg.): *The Handbook of Language and Gender*. Malden [u.a.]: Blackwell (Blackwell Handbooks in Linguistics, 13). 381-400.
37. Eckert, Penelope / McConnell-Ginet, Sally (2003): *Language and Gender*. Cambridge: Cambridge University Press.
38. Educational Testing Service (2007): *Test and Score Data Summary for TOEFL Internet-Based Test*. Im Internet: <<http://www.ets.org/Media/Research/pdf/TOEFL-SUM-0506-iBT.pdf>> (Aufruf: 2008-01-17).
39. Educational Testing Service (2007a): *Factors that can influence Performance on the GRE General Test 2005 – 2006*. Im Internet: <[http://www.ets.org/Media/Tests/GRE/pdf/05-06\\_factors\\_final.%20pdf.pdf](http://www.ets.org/Media/Tests/GRE/pdf/05-06_factors_final.%20pdf.pdf)> (Aufruf: 2008-01-17).
40. Eibl, Karl (2004): *Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn: mentis (Poetogenesis. Studien und Texte zur empirischen Anthropologie der Literatur).

41. Ernst, Peter (2002): *Pragmalinguistik. Grundlagen, Anwendungen, Probleme*. Berlin [u.a.]: de Gruyter (De-Gruyter-Studienbuch).
42. Fanselow, Gisbert (2002): *Wie ihr Gebrauch die Sprache prägt*. In: Krämer, Sybille / König, Ekkehard (Hgg.): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1592). 229-261.
43. Fitch, W. Tecumseh (2004): *Kin Selection and "Mother Tongues". A Neglected Component in Language Evolution*. In: Oller, D. Kimbrough / Griebel, Ulrike (Hgg.): *Evolution of Communication Systems. A Comparative Approach*. Cambridge [u.a.]: The MIT Press (The Vienna Series in Theoretical Biology). 275-296.
44. Foley, William A. (1997): *Anthropological Linguistics. An Introduction*. Malden [u.a.]: Blackwell (Language in Society, 24).
45. Göttert, Karl-Heinz / Jungen, Oliver (2004): *Einführung in die Stilistik*. München: Wilhelm Fink Verlag (UTB, 2567: Sprachwissenschaften, Literaturwissenschaft).
46. Grammer, Karl (1993): *Signale der Liebe. Die biologischen Gesetze der Partnerschaft*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
47. Grewendorf, Günther (1995): *Sprache als Organ – Sprache als Lebensform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
48. Grimm, Stephanie (1998): *Die Repräsentation von Männlichkeit im Punk und Rap*. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg Medien, 2).
49. Günthner, Susanne (1997): *Zur kommunikativen Konstruktion von Geschlechterdifferenzen im Gespräch*. In: Braun, Friederike / Pasero, Ursula (Hgg.): *Kommunikation von Geschlecht*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges. (Frauen, Männer, Geschlechterverhältnisse, 4). 122-146.

50. Guiller, Jane / Durndell, Alan (2007): *Students' Linguistic Behaviour in Online Discussion Groups: Does Gender Matter?*. In: *Computers in Human Behavior* 23 (5). 2240-2255.
51. Györi, Gábor (2001): *Introduction. Perspectives on Language Origins*. In: Györi, Gábor (Hg.): *Language Evolution: Biological, Linguistic and Philosophical Perspectives*. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang. 11-22.
52. Haider, Hubert / Schaner-Wolles, Chris (2007): *Das zerebrale animal symbolicum. Neurokognitive Qualitäten von Sprachverarbeitung*. In: Schmidinger, Heinrich (Hg.): *Der Mensch – ein "animal symbolicum"?: Sprache – Dialog – Ritual*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 111-130.
53. Hantsch, Ingrid (1975): *Zur semantischen Strategie der Werbung*. In: Nusser, Peter (Hg.): *Anzeigenwerbung: ein Reader für Studenten und Lehrer der deutschen Sprache und Literatur*. München: Wilhelm Fink (Kritische Information, 34). 137-159.
54. Harnisch, Rüdiger (2006): *Pragmatik, Sprechakttheorie, Konversationsmaximen*. In: Krahs, Hans / Titzmann, Michael (Hgg.): *Medien und Kommunikation. Eine interdisziplinäre Einführung*. Passau: Karl Stutz. 147-162.
55. Haspelmath, Martin (2002): *Grammatikalisierung. Von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik*. In: Krämer, Sybille / König, Ekkehard (Hgg.): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 262-286.
56. Hauser, Marc D. (1997): *The Evolution of Communication*. Cambridge [u.a.]: The MIT Press (A Bradford Book).
57. Hauser, Marc D. / Chomsky, Noam / Fitch, W. Tecumseh (2002): *The Faculty of Language: What Is It, Who Has It, and How Did It Evolve?*. In: *Science* 298. 1569-1579.
58. Herrmann, Theo (2005): *Sprache verwenden. Funktionen – Evolution – Prozesse*. Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer (Kohlhammer-Urban-Taschenbücher, 558).

59. Jakobson, Roman (1968): *Concluding Statement: Linguistics and Poetics*. In: Sebeok, Thomas A. (Hg.): *Style in Language*. Cambridge [u.a.]: M.I.T. Press (The M.I.T. Press Paperback Series, 59). 350-77. – Zuerst 1960.
60. Jakobson, Roman (1974): *Die Linguistik und ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften*. In: Jakobson, Roman: *Aufsätze zur Linguistik und Poetik*. Hrsg. u. eingeleitet von Wolfgang Raible. München: Nymphenburger Verlagshandlung (Sammlung Dialog, 71). 150-224. – Zuerst 1972.
61. Jakobson, Roman (1988): *Die Biologie als Kommunikationswissenschaft*. In: Jakobson, Roman: *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982*. Hrsg. von Elmar Holenstein. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 367-97. – Zuerst 1970/74.
62. Jakobson, Roman (1988a): *Zeichen und System der Sprache*. In: Jakobson, Roman: *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982*. Hrsg. von Elmar Holenstein. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 427-36. – Zuerst 1962.
63. Jenkins, Lyle (2000): *Biolinguistics. Exploring the Biology of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
64. Jespersen, Otto (2003): *Die Sprache – Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung*. Aus dem Englischen von Rudolf Hittmair und Karl Waibel. Hildesheim [u.a.]: Georg Olms Verlag (Indogermanische Bibliothek, Abt. 4 Sprachgeschichte, Bd. 3 Bewahrte Kultur). – Englische Originalausgabe 1922.
65. Kannetzky, Frank (2002): *Dilemmata der Kommunikationstheorie*. In: Siebel, Mark (Hg.): *Kommunikatives Verstehen*. Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag (Leipziger Schriften zur Philosophie, 16). 97-137.
66. Klann-Delius, Gisela (2005): *Sprache und Geschlecht. Eine Einführung*. Stuttgart [u.a.]: Metzler (Sammlung Metzler, 349).
67. Klix, Friedhart (2003): *Phylo- und Ontogenese sprachlicher Kommunikation*. In: Rickheit, Gert / Herrmann, Theo / Deutsch, Werner (Hgg.): *Psycholinguistik. Ein internationales*

Handbuch. Berlin: Walter de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 24). 753-781.

68. Krämer, Sibylle (2001): *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1521).
69. Krah, Hans (2006): *Kommunikationssystem, Sprechsituation, Semantik*. In: Krah, Hans / Titzmann, Michael (Hgg.): *Medien und Kommunikation. Eine interdisziplinäre Einführung*. Passau: Karl Stutz. 33-65.
70. Lieberman, Philip (2000): *Human Language and Our Reptilian Brain. The Subcortical Bases of Speech, Syntax, and Thought*. Cambridge [u.a.]: Harvard University Press (Perspectives in Cognitive Neuroscience).
71. Lieberman, Philip (2003): *Motor Control, Speech, and Evolution*. In: Christiansen, Morten H. / Kirby, Simon (Hgg.): *Language Evolution*. Oxford & New York: Oxford University Press (Studies in the Evolution of Language). 255-71.
72. Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus / Portmann, Paul R. (2001): *Studienbuch Linguistik*. 4., unveränderte Auflage. Tübingen: Niemeyer (Reihe germanistische Linguistik, 121).
73. Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus / Portmann, Paul R. (2004): *Studienbuch Linguistik*. 5., erweiterte Auflage. Tübingen: Niemeyer (Reihe germanistische Linguistik, 121).
74. Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik*. 2., überarbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag (Grundlagen der Germanistik, 28).

75. Martini, Fritz (1984): *Deutsche Literaturgeschichte: von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 18., neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag (Kröners Taschenausgabe, 196).
76. Mast, Marianne (2002): *Dominance as Expressed and Inferred through Speaking Time: A Meta-Analysis*. In: *Human Communication Research* 28 (3). 420-450.
77. Mayr, Ernst (2003): *Das ist Evolution*. 2. Auflage. München: Bertelsmann.
78. McElhinny, Bonnie (2003): *Gender in Sociolinguistics and Linguistic Anthropology*. In: Holmes, Janet / Meyerhoff, Miriam (Hgg.): *The Handbook of Language and Gender*. Malden [u.a.]: Blackwell (Blackwell Handbooks in Linguistics, 13). 21-42.
79. Meibauer, Jörg (2001): *Pragmatik. Eine Einführung*. 2., verbesserte Auflage. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg-Einführungen, 12).
80. Miller, Geoffrey F. (1999): *Sexual Selection for Cultural Displays*. In: Dunbar, Robin / Knight, Chris / Power, Camilla (Hgg.): *The Evolution of Culture. An Interdisciplinary View*. Edinburgh: Edinburgh University Press. 71-91.
81. Miller, Geoffrey F. (2000): *The Mating Mind. How Sexual Choice Shaped the Evolution of Human Nature*. New York: Doubleday.
82. Miller, Geoffrey F. (2001): *Die sexuelle Evolution. Partnerwahl und die Entstehung des Geistes*. Aus dem Englischen von Jorunn Wissmann. Heidelberg [u.a.]: Spektrum.
83. Musolff, Andreas (1990): *Kommunikative Kreativität. Karl Bühlers Zweifelderlehre als Ansatz zu einer Theorie innovativen Sprachgebrauchs*. Aachen: Alano, Rader Publ (Aachener Studien zur Semiotik und Kommunikationsforschung, 25).
84. Niyogi, Partha (2006): *The Computational Nature of Language Learning and Evolution*. Cambridge [u.a.]: The MIT Press (Current Studies in Linguistics Series, 43).

85. Nöth, Winfried (1975): *Semiotik. Eine Einführung mit Beispielen für Reklameanalysen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag (Anglistische Arbeitshefte, 8).
86. Nöth, Winfried (2000): *Handbuch der Semiotik*. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart [u.a.]: Metzler.
87. Peirce, Charles S. (1983): *Phänomen und Logik der Zeichen*. Hrsg. und übers. von Helmut Pape. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
88. Pelz, Heidrun (2000): *Linguistik. Eine Einführung*. Hamburg: Hoffmann und Campe (Campe-Paperback).
89. Pethes, Nicolas (2004): *Zwischen >Anthropologisierung< und >Rephilologisierung<. Das Menschenbild der Literaturwissenschaften 1800 – 1900 – 2000*. In: Erhart, Walter (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?*. Stuttgart [u.a.]: Metzler (Germanistische Symposien-Berichtsbände, 26). 45-60.
90. Pinker, Steven (1996): *Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet*. Aus dem Amerikanischen von Martina Wiese. München: Kindler.
91. Pinker, Steven (1996a): *Sprache ist ein menschlicher Instinkt*. In: Brockman, John (Hg.): *Die dritte Kultur. Das Weltbild der modernen Naturwissenschaft*. München: Wilhelm Goldmann Verlag (Goldmann, 72035). 309-331.
92. Pinker, Steven (2001): *Talk of Genetics and Vice Versa*. In: *Nature* 413. 465-6.
93. Rickheit, Gert / Sichelschmidt, Lorenz / Strohner, Hans (2004): *Psycholinguistik. Die Wissenschaft vom sprachlichen Verhalten und Erleben*. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg-Einführungen, 7).
94. Sager, Sven F. (1988): *Reflexionen zu einer linguistischen Ethologie*. Hamburg: Edition Akademon.



95. Sager, Sven F. (1995): *Verbales Verhalten. Eine semiotische Studie zur linguistischen Ethologie*. Tübingen: Stauffenburg (Probleme der Semiotik, 17).
96. Scherer, Wilhelm (1977): *Poetik*. Hrsg. von Gunter Reiß. Tübingen: Max Niemeyer (Deutsche Texte, 44). – Zuerst 1888.
97. Schlesewsky, Matthias (2004): *Sprache – Bioprogramm oder kulturelle Errungenschaft*. In: *Der Deutschunterricht* 5/2004. 28-37.
98. Schweikle, Günther (1995): *Minnesang*. 2., korrigierte Auflage. Stuttgart [u.a.]: Metzler.
99. Skinner, Burrhus Frederic (1957): *Verbal Behavior*. New York: Appleton-Century-Crofts.
100. Snowdon, Charles T. (2004): *Social Process and Evolution of Complex Communication*. In: Oller, D. Kimbrough / Griebel, Ulrike (Hgg.): *Evolution of Communication Systems. A Comparative Approach*. Cambridge [u.a.]: The MIT Press (The Vienna Series in Theoretical Biology). 131-150.
101. Steinig, Wolfgang (2007): *Als die Wörter tanzen lernten. Ursprung und Gegenwart von Sprache*. München [u.a.]: Spektrum, Akad. Verlag.
102. Strohner, Hans (2006): *Kommunikation. Kognitive Grundlagen und praktische Anwendungen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
103. The College Board (2007): *Total Group Profile Report*. Im Internet: [http://www.collegeboard.com/prod\\_downloads/about/news\\_info/cbsenior/yr2007/national-report.pdf](http://www.collegeboard.com/prod_downloads/about/news_info/cbsenior/yr2007/national-report.pdf) (Aufruf: 2008-01-17).
104. Thimm, Caja / Koch, Sabine / Schey, Sabine (2003): *Communicating Gendered Professional Identity. Competence, Cooperation, and Conflict in the Workplace*. In: Holmes, Janet / Meyerhoff, Miriam (Hgg.): *The Handbook of Language and Gender*. Malden [u.a.]: Blackwell (Blackwell Handbooks in Linguistics, 13). 528-49.

105. Watzlawick, Paul / Beavin, Janet D. / Jackson, Don D. (2003): *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien*. 10., unveränderte Auflage. Bern [u.a.]: Huber.
106. Weatherall, Ann / Gallois, Cindy (2003): *Gender and Identity. Representation and Social Action*. In: Holmes, Janet / Meyerhoff, Miriam (Hgg.): *The Handbook of Language and Gender*. Malden [u.a.]: Blackwell (Blackwell Handbooks in Linguistics, 13). 487-508.
107. Wiese, Heike (2007): *Grammatische Relationen und rituelle Strukturen – ein evolutionärer Zusammenhang?*. In: *Germanistische Linguistik* 188-189. 113-136.
108. Wildgen, Wolfgang (2004): *The Evolution of Human Language. Scenarios, Principles, and Cultural Dynamics*. Amsterdam [u.a.]: John Benjamins Publishing Company (Advances in Consciousness Research, 57).



6. Es ärgert mich, wenn mir in einer Unterhaltung jemand ins Wort fällt und das Gespräch an sich reißt.

Zustimmung Ablehnung

7. Mir fällt es vergleichsweise leicht, vor Publikum zu sprechen.

Zustimmung Ablehnung

Im Folgenden geht es um die Wahl eines Geschlechtspartners:

8. In Gegenwart eines potentiellen Geschlechtspartners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter.

Zustimmung Ablehnung

9. Wenn ich einer Person vom anderen Geschlecht gegenüberstehe, die ich aufgrund ihrer allgemeinen Attraktivität als potentiellen Geschlechtspartner betrachte, würde ich mich ärgern, würde ich im entscheidenden Moment nicht die richtigen Worte finden.

Zustimmung Ablehnung

10. Eine Person, die Schriftsteller ist, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.

Zustimmung Ablehnung

11. Eine Person, die durch ihre sprachliche Extravaganz auffällt (Ausdruck, Fehlerlosigkeit, Satzlänge), ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.

Zustimmung Ablehnung

12. Eine Person, die öffentlich gut reden kann, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.

Zustimmung Ablehnung

13. Eine Person, die überdurchschnittlich viel über sich erzählt, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.

Zustimmung Ablehnung

14. Eine Person, die viel redet und von dem du annimmst, sie rede nur deshalb so viel, um zu zeigen, was sie ist, was sie kann und was sie hat, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.

Zustimmung       Ablehnung

15. Eine Person, die mir Gedichte schreibt, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.

Zustimmung       Ablehnung

16. Eine Person mit einem auffallend großen Wortschatz ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.

Zustimmung       Ablehnung

17. Eine Person, deren Beruf u.a. darin besteht, vor anderen zu sprechen, um diesen etwas beizubringen oder von etwas zu überzeugen, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.

Zustimmung       Ablehnung

18. Wenn ich ein Buch lese, das mir hervorragend gefällt, bewundere ich den Autor.

Zustimmung       Ablehnung

19. Ein Mensch mit großer Ausdrucksfähigkeit und sprachlicher Kreativität, Komplexität und Flüssigkeit ist intelligent.

Zustimmung       Ablehnung

20. Ein Mensch mit großer Ausdrucksfähigkeit und sprachlicher Kreativität, Komplexität und Flüssigkeit ist ein begehrenswerter Geschlechtspartner.

Zustimmung       Ablehnung

21. Wenn mein Geschlechtspartner mehr redet und sprachbegabter ist als ich, ist das für mich akzeptabel.

Zustimmung       Ablehnung

**- bitte wenden -**

22. Wie wichtig ist dir ein Geschlechtspartner, der sich „Gehör verschaffen“ kann?  
 sehr wichtig                               völlig unwichtig

23. Wie wichtig ist dir ein Geschlechtspartner, der anderen verbal Paroli bieten kann?  
 sehr wichtig                               völlig unwichtig

24. Wie wichtig ist dir Klatsch und Tratsch als Quelle, um Informationen über potentielle Geschlechtspartner zu erhalten?  
 sehr wichtig                               völlig unwichtig

25. Stelle dir vor, du triffst einen Menschen des anderen Geschlechts, den du bereits auf den ersten Blick als Traumpartner bezeichnen würdest, so dass du, wenn du seine Attraktivität beurteilen müsstest, die Wertung „hoch“ vergeben würdest. Während der ersten Unterhaltung merkst du jedoch, dass dein Gegenüber sich schlecht artikulieren kann, permanent auf der Suche nach den richtigen Worten ist und zahlreiche sprachliche Fehler wie das Verwecheln von Wörtern begeht. Wie hoch bewertest du nun die Attraktivität dieses Menschen?  
 hoch                               niedrig

Vielen Dank für die Teilnahme,

Benjamin P. Lange

## Anhang 2: Tabellarische Darstellungen der Ergebnisse der ersten Studie

Variable, bei der aufgrund des theoretischen Hintergrundes (natürliche Selektion, Dunbar 1996:121-2) die Zahl vier und kein signifikanter Geschlechterunterschied zu erwarten ist:

Variable	Mittelwerte	Signifikanz
Wie viele Mitglieder darf deiner Meinung nach eine Gruppe maximal haben, um noch in der Lage zu sein, eine gemeinsame Unterhaltung zu führen?	Modus: 5 Median: 5	n. s.

Variablen, bei denen aufgrund des theoretischen Hintergrundes (natürliche Selektion) kein signifikanter Geschlechterunterschied, aber insgesamt zustimmende Bewertung zu erwarten ist:

Variable	Mittelwerte	Signifikanz
Ein sprachlich gewandter Mensch ist ein angenehmer Sozialpartner.	weibl.: 4,57 männl.: 4,57	n. s.
Ich bin sehr darauf bedacht, durch das, was ich sage und wie ich es sage, andere für mich zu gewinnen.	weibl.: 3,58 männl.: 3,95	n. s.
Wenn mir jemand etwas Nettes sagt, fühle ich mich geneigt, das Kompliment bei sich bietender Gelegenheit zu erwidern.	weibl.: 4,08 männl.: 4,32	n. s.

Variablen, bei denen aufgrund des theoretischen Hintergrundes (sexuelle Selektion) signifikant höhere Mittelwerte bei den Männern (Anzahl: 37) zu erwarten sind:

Variable	Mittelwerte	Signifikanz	Effektstärke
In Unterhaltungen rede ich mehr über mich als über andere.	weibl.: 2,81 männl.: 3,05	n. s.	0,22
Es ärgert mich, wenn mir in einer Unterhaltung jemand ins Wort fällt und das Gespräch an sich reißt.	weibl.: 4,79 männl.: 4,95	n. s.	0,14
Mir fällt es vergleichsweise leicht, vor Publikum zu sprechen.	weibl.: 2,90 männl.: 3,57	$p < 0,001$	0,47
In Gegenwart eines potentiellen Geschlechtspartners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter.	weibl.: 2,43 männl.: 3,05	$p < 0,01$	0,48
Wenn ich einer Person vom anderen Geschlecht gegenüberstehe, die ich aufgrund ihrer allgemeinen Attraktivität als potentiellen Geschlechtspartner betrachte, würde ich mich ärgern, würde ich im entscheidenden Moment nicht die richtigen Worte finden.	weibl.: 4,55 männl.: 5,03	$p < 0,05$	0,44
Wenn mein Geschlechtspartner mehr redet und sprachbegabter ist als ich, ist das für mich akzeptabel.	weibl.: 4,10 männl.: 4,42	n. s.	0,23
Stelle dir vor, du triffst einen Menschen, den du bereits auf den ersten Blick als Traumpartner bezeichnen würdest, so dass du, wenn du seine Attraktivität beurteilen müsstest, die Wertung „hoch“ vergeben würdest. Während der ersten Unterhaltung merkst du jedoch, dass dein Gegenüber sich schlecht artikulieren kann, permanent auf der Suche nach den richtigen Worten ist und zahlreiche sprachliche Fehler wie das Verwecheln von Wörtern begeht. Wie hoch bewertest du nun die Attraktivität dieses Menschen?	weibl.: 2,86 männl.: 3,35	$p < 0,05$	0,41
Gesamt (Die Variablen dieser Tabelle werden zu einer Variablen zusammengefasst.)	weibl.: 3,48 männl.: 3,94	$p < 0,001$	0,94

Variablen, bei denen aufgrund des theoretischen Hintergrundes (sexuelle Selektion) signifikant höhere Mittelwerte bei den Frauen (Anzahl: 88) zu erwarten sind:

<b>Variable</b>	<b>Mittelwerte</b>	<b>Signifikanz</b>	<b>Effektstärke</b>
Eine Person, die Schriftsteller ist, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	weibl.: 2,56 männl.: 2,58*	n. s.	0,02
Eine Person, die durch ihre sprachliche Extravaganz auffällt (Ausdruck, Fehlerlosigkeit, Satzlänge), ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	weibl.: 2,92 männl.: 3,32*	n. s.	0,31
Eine Person, die öffentlich gut reden kann, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	weibl.: 3,50 männl.: 3,43	n. s.	0,06
Eine Person, die überdurchschnittlich viel über sich erzählt, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	weibl.: 2,05 männl.: 2,16*	n. s.	0,12
Eine Person, die viel redet und von dem du annimmst, sie rede nur deshalb so viel, um zu zeigen, was sie ist, was sie kann und was sie hat, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	weibl.: 1,74 männl.: 1,83*	n. s.	0,10
Eine Person, die mir Gedichte schreibt, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	weibl.: 3,41 männl.: 3,50*	n. s.	0,06
Eine Person mit einem auffallend großen Wortschatz ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	weibl.: 3,35 männl.: 3,67*	n. s.	0,28
Eine Person, deren Beruf u.a. darin besteht, vor anderen zu sprechen, um diesen etwas beizubringen oder von etwas zu überzeugen, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	weibl.: 3,58 männl.: 3,64*	n. s.	0,05
Wenn ich ein Buch lese, das mir hervorragend gefällt, bewundere ich den Autor.	weibl.: 4,10 männl.: 4,14*	n. s.	0,02
Ein Mensch mit großer Ausdrucksfähigkeit und sprachlicher Kreativität, Komplexität und Flüssigkeit ist intelligent.	weibl.: 4,23 männl.: 4,22	n. s.	0,01
Ein Mensch mit großer Ausdrucksfähigkeit und sprachlicher Kreativität, Komplexität und Flüssigkeit ist ein begehrenswerter Geschlechtspartner.	weibl.: 3,33 männl.: 3,44*	n. s.	0,02
Wie wichtig ist dir ein Geschlechtspartner, der sich „Gehör verschaffen“ kann?	weibl.: 4,16 männl.: 4,11	n. s.	0,05
Wie wichtig ist dir ein Geschlechtspartner, der anderen verbal Paroli bieten kann?	weibl.: 4,47 männl.: 4,73*	n. s.	0,25
Wie wichtig ist dir Klatsch und Tratsch als Quelle, um Informationen über potentielle Geschlechtspartner zu erhalten?	weibl.: 3,74 männl.: 2,78	$p < 0,001$	0,68
Gesamt (Die Variablen dieser Tabelle werden zu einer Variablen zusammengefasst.)	weibl.: 3,37 männl.: 3,41*	n. s.	0,08

\* Der Mittelwertsunterschied zeigt nicht in die vorhergesagte Richtung: Aufgrund der Einseitigkeit des t-Tests kann die Hypothese daher als widerlegt betrachtet werden.



Folgende Variablen zeigen bei den Männern eine höhere Varianz:

<b>Variable</b>	<b>Signifikanz</b>
Ein sprachlich gewandter Mensch ist ein angenehmer Sozialpartner.	n. s.
Ich bin sehr darauf bedacht, durch das, was ich sage und wie ich es sage, andere für mich zu gewinnen.	n. s.
In Unterhaltungen rede ich mehr über mich als über andere.	n. s.
In Gegenwart eines potentiellen Geschlechtspartners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter.	$p < 0,05$
Eine Person, die Schriftsteller ist, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	n. s.
Eine Person, die durch ihre sprachliche Extravaganz auffällt (Ausdruck, Fehlerlosigkeit, Satzlänge), ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	n. s.
Eine Person, die überdurchschnittlich viel über sich erzählt, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	n. s.
Eine Person, die viel redet und von dem du annimmst, sie rede nur deshalb so viel, um zu zeigen, was sie ist, was sie kann und was sie hat, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	n. s.
Eine Person, die mir Gedichte schreibt, ist ein attraktiver potentieller Geschlechtspartner.	n. s.
Ein Mensch mit großer Ausdrucksfähigkeit und sprachlicher Kreativität, Komplexität und Flüssigkeit ist intelligent.	n. s.
Ein Mensch mit großer Ausdrucksfähigkeit und sprachlicher Kreativität, Komplexität und Flüssigkeit ist ein begehrenswerter Geschlechtspartner.	n. s.
Wenn mein Geschlechtspartner mehr redet und sprachbegabter ist als ich, ist das für mich akzeptabel.	n. s.
Wie wichtig ist dir ein Geschlechtspartner, der sich „Gehör verschaffen“ kann?	n. s.
Wie wichtig ist dir Klatsch und Tratsch als Quelle, um Informationen über potentielle Geschlechtspartner zu erhalten?	n. s.
Stelle dir vor, du triffst einen Menschen, den du bereits auf den ersten Blick als Traumpartner bezeichnen würdest, so dass du, wenn du seine Attraktivität beurteilen müsstest, die Wertung „hoch“ vergeben würdest. Während der ersten Unterhaltung merkst du jedoch, dass dein Gegenüber sich schlecht artikulieren kann, permanent auf der Suche nach den richtigen Worten ist und zahlreiche sprachliche Fehler wie das Verwecheln von Wörtern begeht. Wie hoch bewertest du nun die Attraktivität dieses Menschen?	$p < 0,05$

Die übrigen Variablen zeigen jeweils eine höhere, jedoch nicht signifikante Varianz bei den Frauen.





15. Wenn ich einer Person gegenüberstehe, die ich aufgrund ihrer gesamten Attraktivität als potentiellen Partner für mich betrachte, würde ich mich ärgern, würde ich im entscheidenden Moment nicht die richtigen Worte finden.

Zustimmung Ablehnung

16. Eine Person, die durch ihre sprachliche Extravaganz auffällt (Ausdruck, Fehlerlosigkeit, Satzlänge, Komplexität, Flüssigkeit, Stilistik, Rhetorik), ist ein interessanter potentieller Partner für mich.

Zustimmung Ablehnung

17. Eine Person, die öffentlich gut reden kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.

Zustimmung Ablehnung

18. Eine Person, die überdurchschnittlich viel über sich erzählt, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.

Zustimmung Ablehnung

19. Eine Person, die mir Gedichte schreibt, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.

Zustimmung Ablehnung

20. Eine Person mit einem auffallend großen Wortschatz ist ein interessanter potentieller Partner für mich.

Zustimmung Ablehnung

21. Eine Person, deren Beruf u.a. darin besteht, vor anderen zu sprechen, um diesen etwas beizubringen oder von etwas zu überzeugen, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.

Zustimmung Ablehnung

22. Eine Person, die gut witzige Dinge erzählen kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.

Zustimmung Ablehnung

- bitte wenden -

23. Wenn ich ein Buch lese, das mir hervorragend gefällt, bewundere ich den Autor.

Zustimmung       Ablehnung

24. Ein Mensch mit großer sprachlicher Kreativität ist ein interessanter potentieller Partner für mich.

Zustimmung       Ablehnung

25. Wenn mein Partner mehr redet und sprachbegabter ist als ich, ist das für mich akzeptabel.

Zustimmung       Ablehnung

26. Mir ist es wichtig, einen Partner zu haben, der sich „Gehör verschaffen“ kann.

Zustimmung       Ablehnung

27. Mir ist es wichtig, einen Partner zu haben, der anderen verbal Paroli bieten kann.

Zustimmung       Ablehnung

Zuletzt bitten wir um die Beantwortung zweier Fragen:

28. Wie wichtig ist dir Klatsch und Tratsch als Quelle, um Informationen über potentielle Geschlechtspartner zu erhalten?

sehr wichtig       völlig unwichtig

29. Stelle dir vor, du triffst einen Menschen, den du bereits auf den ersten Blick als Traumpartner bezeichnen würdest, so dass du, wenn du dessen Attraktivität beurteilen müsstest, die Wertung „hoch“ vergeben würdest. Während der ersten Unterhaltung merkst du jedoch, dass dein Gegenüber sich schlecht artikulieren kann, permanent auf der Suche nach den richtigen Worten ist und zahlreiche sprachliche Fehler wie das Verwechseln von Wörtern begeht, also sprachlich unbegabt ist. Wie hoch bewertest du nun die Attraktivität dieses Menschen?

hoch       niedrig

Vielen Dank für die Teilnahme,  
Benjamin P. Lange

## Anhang 4: Tabellarische Gesamtdarstellung der Ergebnisse der zweiten Studie

Variablen, bei denen aufgrund des theoretischen Hintergrundes (sexuelle Selektion) signifikant höhere Mittelwerte bei den Männern (Anzahl: 35) zu erwarten sind:

Variable	Mittelwerte	Signifikanz	Effektstärke
In Unterhaltungen rede ich mehr über mich als über andere.	weibl.: 2,91 männl.: 2,97	n. s.	0,06
Es ärgert mich, wenn mir in einer Unterhaltung jemand ins Wort fällt und das Gespräch an sich reißt.	weibl.: 4,50 männl.: 4,37*	n. s.	0,11
Wenn mir jemand ins Wort fällt, ärgert es mich eher, wenn es ein Geschlechts-Genosse / eine Geschlechts-Genossin ist als wenn es sich um eine Person des anderen Geschlechts handelt.	weibl.: 2,69 männl.: 2,77	n. s.	0,05
Wenn ich einen Konflikt mit einer Person meines Geschlechts habe, suche ich die verbale Auseinandersetzung, um diese für mich zu entscheiden.	weibl.: 3,90 männl.: 4,51	$p < 0,05$	0,42
Ich habe schon einmal darüber nachgedacht, ein Buch zu schreiben.	weibl.: 2,69 männl.: 3,46	$p < 0,05$	0,40
Ich nutze Sprache, um meine Interessen durchzusetzen und mich zu behaupten.	weibl.: 4,62 männl.: 4,59*	n. s.	0,03
Mir fällt es vergleichsweise leicht, vor Publikum zu sprechen.	weibl.: 3,50 männl.: 4,06	$p < 0,05$	0,44
Wenn ich Interesse an einer Person habe, ändert sich mein Sprachverhalten zum Positiven.	weibl.: 3,73 männl.: 4,24	$p < 0,05$	0,35
Wenn es darum geht, auf einen interessanten potentiellen Partner zuzugehen und ihn anzusprechen, neige ich dazu, den ersten Schritt zu machen.	weibl.: 2,82 männl.: 3,44	$p < 0,05$	0,41
In Gegenwart eines potentiellen Partners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter.	weibl.: 2,27 männl.: 2,26*	n. s.	0,005
In Gegenwart eines potentiellen Partners versuche ich, stilistisch gut zu sprechen und rhetorisch begabt zu wirken.	weibl.: 3,26 männl.: 3,59	n. s.	0,24
Wenn ich einer Person gegenüberstehe, die ich aufgrund ihrer gesamten Attraktivität als potentiellen Partner für mich betrachte, würde ich mich ärgern, würde ich im entscheidenden Moment nicht die richtigen Worte finden.	weibl.: 4,67 männl.: 4,60*	n. s.	0,05
Wenn mein Partner mehr redet und sprachbegabter ist als ich, ist das für mich akzeptabel.	weibl.: 3,99 männl.: 4,97	$p < 0,001$	0,84
Stelle dir vor, du triffst einen Menschen, den du bereits auf den ersten Blick als Traumpartner bezeichnen würdest, so dass du, wenn du dessen Attraktivität beurteilen müsstest, die Wertung „hoch“ vergeben würdest. Während der ersten Unterhaltung merkst du jedoch, dass dein Gegenüber sich schlecht artikulieren kann, permanent auf der Suche nach den richtigen Worten ist und zahlreiche sprachliche Fehler wie das Verwechseln von Wörtern begeht, also sprachlich unbegabt ist. Wie hoch bewertest du nun die Attraktivität dieses Menschen?	weibl.: 2,82 männl.: 3,49	$p < 0,01$	0,54
Gesamt (Die Variablen dieser Tabelle werden zu einer Variablen zusammengefasst.)	weibl.: 3,45 männl.: 3,82	$p < 0,01$	0,66

\* Der Mittelwertsunterschied zeigt nicht in die vorhergesagte Richtung: Aufgrund der Einseitigkeit des t-Tests kann die Hypothese daher als widerlegt betrachtet werden.

Variablen, bei denen aufgrund des theoretischen Hintergrundes (sexuelle Selektion) signifikant höhere Mittelwerte bei den Frauen (Anzahl: 74) zu erwarten sind:

<b>Variable</b>	<b>Mittelwerte</b>	<b>Signifikanz</b>	<b>Effektstärke</b>
Ich lese gerne Romane oder sonstige belletristische Literatur wie Theaterstücke.	weibl.: 4,27 männl.: 2,77	$p < 0,001$	0,99
Ich unterhalte mich regelmäßig mit meinen gleichgeschlechtlichen Freunden über interessante potentielle Partner.	weibl.: 4,12 männl.: 4,38*	n. s.	0,17
Eine Person, die Schriftsteller ist, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 2,41 männl.: 2,79*	n. s.	0,28
Eine Person, die durch ihre sprachliche Extravaganz auffällt (Ausdruck, Fehlerlosigkeit, Satzlänge, Komplexität, Flüssigkeit, Stilistik, Rhetorik), ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 3,27 männl.: 3,50*	n. s.	0,15
Eine Person, die öffentlich gut reden kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 3,44 männl.: 3,71*	n. s.	0,20
Eine Person, die überdurchschnittlich viel über sich erzählt, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 1,75 männl.: 2,46*	$p < 0,01$	0,71
Eine Person, die mir Gedichte schreibt, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 3,16 männl.: 3,00	n. s.	0,10
Eine Person mit einem auffallend großen Wortschatz ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 3,52 männl.: 3,54*	n. s.	0,02
Eine Person, deren Beruf u.a. darin besteht, vor anderen zu sprechen, um diesen etwas beizubringen oder von etwas zu überzeugen, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 3,68 männl.: 3,74*	n. s.	0,04
Eine Person, die gut witzige Dinge erzählen kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 4,70 männl.: 4,57	n. s.	0,11
Wenn ich ein Buch lese, das mir hervorragend gefällt, bewundere ich den Autor.	weibl.: 3,99 männl.: 4,00*	n. s.	0,01
Ein Mensch mit großer sprachlicher Kreativität ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	weibl.: 3,79 männl.: 4,14*	n. s.	0,28
Mir ist es wichtig, einen Partner zu haben, der sich „Gehör verschaffen“ kann.	weibl.: 4,10 männl.: 4,49*	n. s.	0,33
Mir ist es wichtig, einen Partner zu haben, der anderen verbal Paroli bieten kann.	weibl.: 4,50 männl.: 4,91*	$p < 0,05$	0,40
Wie wichtig ist dir Klatsch und Tratsch als Quelle, um Informationen über potentielle Geschlechtspartner zu erhalten?	weibl.: 3,16 männl.: 3,03	n. s.	0,09
Gesamt (Die Variablen dieser Tabelle werden zu einer Variablen zusammengefasst.)	weibl.: 3,61 männl.: 3,71*	n. s.	0,16

\* Der Mittelwertsunterschied zeigt nicht in die vorhergesagte Richtung: Aufgrund der Einseitigkeit des t-Tests kann die Hypothese daher als widerlegt betrachtet werden.

Folgende Variablen zeigen bei den Männern eine höhere Varianz:

Variable	Signifikanz
Anzahl bisheriger Sexualpartner	n. s.
Ich lese gerne Romane oder sonstige belletristische Literatur wie Theaterstücke.	n. s.
Wenn ich einen Konflikt mit einer Person meines Geschlechts habe, suche ich die verbale Auseinandersetzung, um diese für mich zu entscheiden.	n. s.
Ich habe schon einmal darüber nachgedacht, ein Buch zu schreiben.	n. s.
Wenn ich Interesse an einer Person habe, ändert sich mein Sprachverhalten zum Positiven.	n. s.
Ich unterhalte mich regelmäßig mit meinen gleichgeschlechtlichen Freunden über interessante potentielle Partner.	n. s.
Wenn es darum geht, auf einen interessanten potentiellen Partner zuzugehen und ihn anzusprechen, neige ich dazu, den ersten Schritt zu machen.	n. s.
In Gegenwart eines potentiellen Partners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter.	n. s.
Eine Person, die Schriftsteller ist, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Wenn ich einer Person gegenüberstehe, die ich aufgrund ihrer gesamten Attraktivität als potentiellen Partner für mich betrachte, würde ich mich ärgern, würde ich im entscheidenden Moment nicht die richtigen Worte finden.	n. s.
Eine Person, die durch ihre sprachliche Extravaganz auffällt (Ausdruck, Fehlerlosigkeit, Satzlänge, Komplexität, Flüssigkeit, Stilistik, Rhetorik), ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Eine Person, die öffentlich gut reden kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Eine Person, die überdurchschnittlich viel über sich erzählt, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Eine Person, die mir Gedichte schreibt, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Eine Person mit einem auffallend großen Wortschatz ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Eine Person, deren Beruf u.a. darin besteht, vor anderen zu sprechen, um diesen etwas beizubringen oder von etwas zu überzeugen, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Eine Person, die gut witzige Dinge erzählen kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Wenn ich ein Buch lese, das mir hervorragend gefällt, bewundere ich den Autor.	n. s.
Ein Mensch mit großer sprachlicher Kreativität ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	n. s.
Mir ist es wichtig, einen Partner zu haben, der sich „Gehör verschaffen“ kann.	n. s.
Wie wichtig ist dir Klatsch und Tratsch als Quelle, um Informationen über potentielle Geschlechtspartner zu erhalten?	n. s.
Stelle dir vor, du triffst einen Menschen, den du bereits auf den ersten Blick als Traumpartner bezeichnen würdest, so dass du, wenn du dessen Attraktivität beurteilen müsstest, die Wertung „hoch“ vergeben würdest. Während der ersten Unterhaltung merkst du jedoch, dass dein Gegenüber sich schlecht artikulieren kann, permanent auf der Suche nach den richtigen Worten ist und zahlreiche sprachliche Fehler wie das Verwecheln von Wörtern begeht, also sprachlich unbegabt ist. Wie hoch bewertest du nun die Attraktivität dieses Menschen?	$p < 0,01$

Folgende Variable zeigt bei den Frauen eine signifikant höhere Varianz:

Variable	Signifikanz
Wenn mein Partner mehr redet und sprachbegabter ist als ich, ist das für mich akzeptabel.	$p < 0,05$

Die übrigen Variablen zeigen jeweils eine höhere, jedoch nicht signifikante Varianz bei den Frauen.



Folgende Variablen zeigen bei den Männern eine positive Korrelation zu der Zahl bisheriger Partner (Aufgeführt werden nur positive Korrelationen von mindestens 0,1.):

<b>Variable</b>	<b>Korrelation</b>	<b>Signifikanz</b>
Wenn ich einen Konflikt mit einer Person meines Geschlechts habe, suche ich die verbale Auseinandersetzung, um diese für mich zu entscheiden.	0,13	n. s.
Ich nutze Sprache, um meine Interessen durchzusetzen und mich zu behaupten.	0,26	n. s.
Mir fällt es vergleichsweise leicht, vor Publikum zu sprechen.	0,25	n. s.
Wenn ich Interesse an einer Person habe, ändert sich mein Sprachverhalten zum Positiven.	0,20	n. s.
Ich unterhalte mich regelmäßig mit meinen gleichgeschlechtlichen Freunden über interessante potentielle Partner.	0,37	$p < 0,05$
In Gegenwart eines potentiellen Partners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter.	0,16	n. s.
In Gegenwart eines potentiellen Partners versuche ich, stilistisch gut zu sprechen und rhetorisch begabt zu wirken.	0,31	n. s.
Wenn ich einer Person gegenüberstehe, die ich aufgrund ihrer gesamten Attraktivität als potentiellen Partner für mich betrachte, würde ich mich ärgern, würde ich im entscheidenden Moment nicht die richtigen Worte finden.	0,32	$p < 0,05$
Eine Person, die öffentlich gut reden kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	0,17	n. s.
Eine Person mit einem auffallend großen Wortschatz ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	0,14	n. s.
Eine Person, die gut witzige Dinge erzählen kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	0,15	n. s.
Ein Mensch mit großer sprachlicher Kreativität ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	0,38	$p < 0,05$
Wenn mein Partner mehr redet und sprachbegabter ist als ich, ist das für mich akzeptabel.	0,12	n. s.
Mir ist es wichtig, einen Partner zu haben, der sich „Gehör verschaffen“ kann.	0,23	n. s.
Mir ist es wichtig, einen Partner zu haben, der anderen verbal Paroli bieten kann.	0,55	$p < 0,01$
Wie wichtig ist dir Klatsch und Tratsch als Quelle, um Informationen über potentielle Geschlechtspartner zu erhalten?	0,13	n. s.

Bei acht Variablen ergeben sich negative Korrelationen, bei fünf liegen positive Korrelationen unter 0,1 vor.

Folgende Variablen zeigen bei den Frauen eine positive Korrelation zu der Zahl bisheriger Partner (Aufgeführt werden nur positive Korrelationen von mindestens 0,1.):

<b>Variable</b>	<b>Korrelation</b>	<b>Signifikanz</b>
In Unterhaltungen rede ich mehr über mich als über andere.	0,19	n. s.
Wenn mir jemand ins Wort fällt, ärgert es mich eher, wenn es ein Geschlechts-Genosse / eine Geschlechts-Genossin ist als wenn es sich um eine Person des anderen Geschlechts handelt.	0,24	$p < 0,05$
Ich unterhalte mich regelmäßig mit meinen gleichgeschlechtlichen Freunden über interessante potentielle Partner.	0,20	n. s.
Wenn es darum geht, auf einen interessanten potentiellen Partner zuzugehen und ihn anzusprechen, neige ich dazu, den ersten Schritt zu machen.	0,36	$p < 0,01$
In Gegenwart eines potentiellen Partners benutze ich häufiger eindrucksvolle, unbekannte Wörter.	0,14	n. s.
Wenn ich einer Person gegenüberstehe, die ich aufgrund ihrer gesamten Attraktivität als potentiellen Partner für mich betrachte, würde ich mich ärgern, würde ich im entscheidenden Moment nicht die richtigen Worte finden.	0,19	n. s.
Eine Person, die öffentlich gut reden kann, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	0,10	n. s.
Eine Person, die überdurchschnittlich viel über sich erzählt, ist ein interessanter potentieller Partner für mich.	0,11	n. s.
Stelle dir vor, du triffst einen Menschen, den du bereits auf den ersten Blick als Traumpartner bezeichnen würdest, so dass du, wenn du dessen Attraktivität beurteilen müsstest, die Wertung „hoch“ vergeben würdest. Während der ersten Unterhaltung merkst du jedoch, dass dein Gegenüber sich schlecht artikulieren kann, permanent auf der Suche nach den richtigen Worten ist und zahlreiche sprachliche Fehler wie das Verwechseln von Wörtern begeht, also sprachlich unbegabt ist. Wie hoch bewertest du nun die Attraktivität dieses Menschen?	0,16	n. s.

Bei zwölf Variablen ergeben sich negative Korrelationen, bei acht liegen positive Korrelationen unter 0,1 vor.